

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 155 (1987)
Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

22/1987 155. Jahr 28. Mai

Von der Scheinpatenschaft zum Versuch einer Partnerschaft Chancen und Gefahren in direkten Aktionen auf dem Gebiet zwischenkirchlicher Hilfe, aufgezeigt von Alois Odermatt 361

Direkthilfen 362

Ein historisches Ereignis: Weihbischof Jin besuchte die Schweiz Zur Situation der katholischen Kirche in der Volksrepublik China aus aktuellem Anlass ein Bericht von Peter Baumann 364

Glauben Protestanten anders an Gott als Katholiken? Ein Beitrag von Hans Friedrich Geisser 366

Hoffnung – die offene Tür meines Lebens Von der Jahrestagung der VONOS berichtet M. Crucis Doka 369

«Frauen mit Standpunkt in Bewegung» Von der Jubiläumsgeneralversammlung des SKF berichtet Rolf Weibel 370

Hinweise 372

Amtlicher Teil 373

Neue Schweizer Kirchen
Philipp Neri, Reussbühl (LU)



Von der Scheinpatenschaft zum Versuch einer Partnerschaft

«In den zwölf Basisgemeinden der Region Lupon geht der Neid um. Ursache ist eine eifrige Pfarrgemeinde in der Schweiz. Sie wollte eine konkrete Projektpartnerschaft und fiel durch zufällige Kontakte auf eine der zwölf Gemeinden. Diese nahm die Hilfe unüberlegt an, schickte Bilder, Berichte und einige plötzliche Projekte. Die Gelder flossen. – Die zwölf Basisgemeinden bilden einen Pastoralkreis des Bistums. Ihre Leitungspersonen treffen sich einmal monatlich: jeweils in einer anderen Gemeinde. Sie versuchen nun, die Situation zu klären.» So beginnt die Vorlage für ein Rollenspiel. *Es geht um die Frage, welche Chancen und welche Gefahren in direkten Aktionen auf dem Gebiet zwischenkirchlicher Hilfe liegen.*

Der Schweizerische Katholische Missionsrat (die Missionskommission der Schweizer Bischofskonferenz) verabschiedete an ihrer letzten Vollversammlung *konkrete Empfehlungen zu dieser Frage* (vgl. den nachstehend dokumentierten Text). Sie sollen Pfarreien, Kirchgemeinden, kantonal-kirchlichen Organisationen und anderen Gruppierungen helfen, die positiven Möglichkeiten von Direkthilfen auszuschöpfen und die Gefahren zu umgehen. Das Dokument wird nun den sprachregionalen Missionskonferenzen zur Bildungsarbeit anvertraut.

Die Arbeitsgruppe, die den Text seit längerer Zeit vorbereitete, liess sich von Erfahrungen und Überlegungen verwandter Gremien anregen. So veröffentlichte der *Deutsche Katholische Missionsrat* Ende Mai 1983 drei Stellungnahmen: zum Problem der Patenschaften für Kinder; für Ausbildungshilfen zu kirchlichen Berufen; für Projekte in Asien, Afrika, Lateinamerika und Ozeanien. *Die deutschen Hilfswerke MISSIO, Adveniat und Misereor* erarbeiteten ihrerseits Überlegungen und Richtlinien für Projektpartnerschaften. Sie sehen sie als «Hilfen für unsere Gemeinden» und als «Gefahren für die Jungen Kirchen». Sie nennen einige Punkte, die bei der Planung und Durchführung unbedingt zu beachten sind.

Das Amt für Mission und internationale Beziehungen der protestantischen Kirche Frankreichs veröffentlichte im Januar 1984 ein ähnliches Dokument, jedoch aus einer radikaleren Sicht. Es sagt ohne Umschweife: Die direkten Hilfen sind, in der Welt und in der Kirche von heute, ungerecht, gefährlich, demütigend und ungenügend. Der Wunsch, persönliche Beziehung mit kleinen Gruppen und Gemeinden zu knüpfen, sei zwar verständlich. «Aber im heutigen Zustand der Welt darf man nicht vergessen, dass der Geldgötze Mammon den Drang hat, menschliche Beziehungen durch und durch zu verderben. Das beste Mittel, seine Klauen zu schneiden, ist nach wie vor folgendes: ihn bändigen und im Zaum der gemeinschaftlichen Hilfe halten.»

Weniger radikal äusserte sich *die Missionsabteilung der evangelisch-reformierten Kirchen der Westschweiz* im November des letzten Jahres. Sie

anerkennt den berechtigten Wunsch zahlreicher christlicher Gruppierungen, «Namen und Gesichter über einen Gedankenaustausch, über Fürbitten und über Geldspenden zu setzen». Dieser Wunsch sei jedoch «zweideutig». Er müsse geklärt werden.

Der Schweizerische Katholische Missionsrat spricht nun in seinem eigenen Dokument zuerst von den *Werten und Chancen der Direkthilfe*: Es werden persönliche Kontakte zu Personen und Gruppen in der Dritten Welt geknüpft; die praktische Bereitschaft zum Teilen wird angesprochen; die Gefühle der Ohnmacht «angesichts der übermächtigen Probleme der Welt» werden durch die Ausrichtung auf ein konkretes Projekt überwunden. Aber das Dokument nennt auch *Gefahren*: Einzelne Personen oder Gemeinden im Einsatzland können bevorzugt werden, was zu Ungerechtigkeiten, Neid und Abhängigkeit führt; besonders gefährlich seien Patenschaften, weil sie allzu leicht «gewachsene Strukturen in Familie, Dorfgemeinschaft und Sippe unterlaufen».

Darum legt der Missionsrat *Grundsätze und Leitlinien* vor. Die Bewusstseinsbildung müsse über das Einzelprojekt hinausgehen, «die Zusammenhänge in Kirche und Gesellschaft der Dritten Welt aufzeigen, die Verknüpfung der Probleme dort und hier, die Ursachen und Konsequenzen unserer politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Mitverantwortung einsichtig machen. Jedes Projekt sollte auch dazu führen, unser eigenes Handeln und unseren Lebensstil zu hinterfragen.»

In diesem Sinn empfiehlt der Missionsrat die *Zusammenarbeit mit Hilfswerken und Missionsinstituten*, die eine jahrzehntelange Erfahrung haben und in grösseren Zusammenhängen arbeiten. «Die Pfarreien, Kirchengemeinden und Gruppierungen mögen solche Projekte der Beratungsstelle des Fastenopfers oder eines Missionsinstitutes zur Begutachtung unterbreiten und entsprechende Hinweise als Entscheidungshilfen annehmen. Die Verantwortung für alle Entscheide und für das Projekt selbst bleibt dabei vollumfänglich beim Projektträger.»

Von grosser Bedeutung ist nach dem Missionsrat auch «*die fortlaufende und offene Information und Rechenschaftsablage*» gegenüber der Öffentlichkeit. Daraus erwächst der Vorschlag, «zehn Prozent der Sammelergebnisse für die eigene *Bildungsarbeit* einzusetzen – oder einem Hilfswerk/Missionsinstitut zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen». Auf den ersten Blick scheint es viel, von vorneherein zehn Prozent für die Informationsarbeit unter den Spendern selbst abzuzweigen. Aber der brasilianische Bischof Helder Camara forderte schon vor Jahren, die Europäer sollten einen kräftigen Teil ihrer Spenden in Europa einsetzen, damit die Wettbewerbsbedingungen auf dem Weltmarkt gerechter würden.

«Teilt euch in drei Gruppen auf», fährt die Vorlage zum Rollenspiel fort. «Die Gruppe 1 versetzt sich in die Rolle von Leuten aus der Gemeinde, die die Schweizer Gelder erhält. Die Gruppe 2 umfasst verschiedene Leitungspersonen aus den anderen Gemeinden. Die Gruppe 3 sind die Vertreter der schweizerischen Pfarrei.» Eines ist gewiss: Das Rollenspiel wird ernst; *es geht um die Rollen beim Versuch einer Partnerschaft.*

Alois Odermatt

Dokumentation

Direkthilfen

Richtlinien für Direkthilfen von Pfarreien, Kirchengemeinden, kantonal-kirchlichen Organisationen und kirchlichen Gruppierungen auf dem Gebiet

der Missions- und Entwicklungszusammenarbeit.¹

1. Motive und Chancen

1.1 Direkte Aktionen auf dem Gebiet der Missions- und Entwicklungszusammenarbeit haben eine lange und bewährte Tradition und erfreuen sich grosser Beliebtheit. Sie laufen oft über einen Missionar, eine

Schwester, einen Laienhelfer aus der Pfarrei. Die Vertrauensbasis ist gegeben. Man weiss, wohin das Geld geht. Das Misstrauen gegen grosse Organisationen mit ihrem notwendigen Verwaltungsaufwand wird ausgeschaltet, ja gelegentlich ausgenützt. Ein gutes Sammelergebnis ist normalerweise gesichert.

1.2 Solche Direktkontakte und Direkthilfen entsprechen nicht nur einem Bedürfnis, sie haben auch ihre eigenen, wenn auch nicht ausschliesslichen, Werte und Chancen. Es sind dies vor allem:

- die persönliche Verbindung zu Kontaktpersonen und Gruppen in der Dritten Welt, zu deren Zeugnis und unmittelbarer Betroffenheit, die bei uns eine Beziehung auf personaler Ebene und ein entsprechendes Engagement auslösen;

- das Ansprechen persönlicher Solidarität und praktischer Bereitschaft zu christlichem Teilen bei einzelnen und Gruppierungen;

- das Wecken von Hoffnung und das Überwinden von Gefühlen der Ohnmacht angesichts der übermächtigen Probleme der Welt durch Konzentration auf ein konkretes Projekt, dessen Wachstum und Wirksamkeit übersichtlich und nachvollziehbar ist;

- der Aufbau von Beziehungen zwischen kirchlichen Gemeinschaften der Basis ohne Vermittlung übergeordneter und oft anonymer Strukturen;

- die Aktivierung des Pfarreilebens durch praktisches christliches Engagement;

- Bewusstseinsbildung durch konkreten Kontakt mit der Wirklichkeit und durch Aktion – statt durch abstrakte Information und Diskussion.

2. Grenzen und Gefahren

Konkrete Aktionen für bestimmte Projekte sind ein sinnvoller und notwendiger Beitrag an den Aufbau eines praktischen Vorhabens und im zwischenkirchlichen Dienst. Dies setzt allerdings voraus, dass sich die Projektträger über die Beurteilungskriterien, über Chancen und Gefahren jeder Hilfe, gerade auch der punktuellen, Rechenschaft geben. Auf einige der wichtigsten Schwierigkeiten sei hier hingewiesen:

2.1 Grundsätzlich besteht die Gefahr, dass einzelne Personen oder Gemeinschaften bevorzugt werden und dass dies zu Ungerechtigkeiten, Neid, Abhängigkeit und Passivität im Einsatzland führt.

¹ Der Schweizerische Katholische Missionsrat (SKM) hat dieses Dokument an der Plenarsitzung vom 27. April 1987 verabschiedet. Der Text kann im Sekretariat SKM bezogen werden. Adresse: Reichengasse 34, Postfach 106, 1702 Freiburg i. Ue.

2.2 Besonders gefährlich sind in dieser Hinsicht sogenannte Patenschaften. Sie unterlaufen im Entwicklungsland allzu leicht gewachsene Strukturen in Familie, Dorfgemeinschaft, Sippe usw.

2.3 Dank ihrer reichen Heimatkirche können europäische Missionare oft beträchtliche finanzielle Mittel einsetzen und an die Ortskirchen vermitteln. Einheimische Mitarbeiter, die für den Aufbau der Ortskirchen die Erstverantwortung tragen, sind in dieser Hinsicht oft benachteiligt.

2.4. Durch Direkthilfe kann die in unserer Gesellschaft verwurzelte Mentalität des Einwegprinzips gestärkt werden: hier die Habenden und Gebenden, dort die Empfangenden.

2.5 Wie bei jeder Hilfsaktion kann man sich auf die Finanzhilfe beschränken, deren Erfolg messbar ist, unter Vernachlässigung der gesamt menschlichen und spirituellen Dimension.

2.6 Das Denken in grösseren Zusammenhängen und die grundsätzliche Sensibilisierungsaufgabe können in den Hintergrund treten.

3. Grundsätze und Leitlinien

Damit die Direkthilfen und lokalen Aktionsprogramme ihre positiven Möglichkeiten ausschöpfen und die Gefahren umgehen, sollen einige wesentliche Grundsätze beachtet werden:

3.1 Die Bewusstseinsbildung gerade anhand des Einzelprojekts soll dieses übersteigen und die Zusammenhänge in Kirche und Gesellschaft der Dritten Welt aufzeigen. Sie soll die Verknüpfung der Probleme dort und hier, die Ursachen und Konsequenzen unserer politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Mitverantwortung einsichtig machen. Jedes Projekt sollte auch dazu führen, unser eigenes Handeln und unseren Lebensstil zu hinterfragen.

3.2 Einzelprojekte und Direkthilfen sind kein Ersatz für das Wirken der verschiedenen Hilfswerke und Missionsinstitute. Diese haben die Möglichkeit, in grösseren Zusammenhängen zu arbeiten. Sie verfügen über Fachleute und über ein Kapital langjähriger Erfahrung. So haben sie bewährte Grundlagen und Beurteilungskriterien für die missionarische und entwicklungspolitische Zusammenarbeit geschaffen. Durch Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Organisationen können sie übergreifend und effektiv wirken. Sie vermitteln, unter Einsatz beträchtlicher personeller und finanzieller Mittel, unserer Kirche und Gesellschaft unverzichtbare Dienstleistungen (Bewusstseinsbildung, Beratung, pastorale Initiativen im grösseren Rahmen usw.). Sie vermögen auch die Kontinuität der Arbeit besser zu gewährleisten als Einzelinitiativen.

Direkthilfen von Pfarreien, Kirchgemeinden und Gruppierungen sollen daher die Aktionen der Hilfswerke nicht konkurrenzieren, sondern gerade durch die grosse Betroffenheit, die sie auslösen können, Menschen und Gemeinden auch für Aktionen und Anliegen öffnen, welche in in einem grösseren und institutionellen Rahmen stehen und oft nur so verwirklicht werden können.

3.3 Zusammenarbeit zwischen einzelnen Projektträgern, Hilfswerken und Missionsinstituten bedeutet für beide Teile eine Chance und Bereicherung. Sie kann geschehen durch gemeinsame Abklärung und Verwirklichung von Projekten, durch Information und Beratung. Gerade auf dem Gebiet der Bewusstseinsbildung besteht eine gegenseitige Wechselwirkung, die für alle Beteiligten von Nutzen ist, wenn sie entsprechend gestaltet wird.

3.4 Sehr zu empfehlen ist die Übernahme von Vorlagen des Projekt-Service beim Fastenopfer. Sieben kirchliche Hilfswerke geben hier Projekte ein, die überprüft sind und für welche die Hilfswerke geradestehen.

3.5 Die Hilfswerke sind auch bereit, Projekte nach ihren Richtlinien und Prioritäten zu prüfen und bei positiver Begutachtung mitzutragen.

3.6 Für Projekte, die ohne Vermittlung eines Hilfswerkes übernommen werden, wird eine externe Beratung empfohlen. Die Pfarreien, Kirchgemeinden und Gruppierungen mögen solche Projekte der Beratungsstelle des Fastenopfers oder eines Missionsinstituts zur Begutachtung unterbreiten und entsprechende Hinweise als Entscheidungshilfen annehmen. Die Verantwortung für alle Entscheide und für das Projekt bleibt dabei vollumfänglich beim Projektträger.

3.7 Von grosser Bedeutung ist fortlaufende und offene Information und Rechenschaftsablage gegenüber der Pfarrei, Kirchgemeinde oder Gruppierung, die ein Projekt unterstützt, und einer breiteren Öffentlichkeit.

3.8 Die Pfarreien, Kirchgemeinden und Aktionsgruppen, die sich für ein Projekt engagieren, werden ersucht, zehn Prozent der Sammelergebnisse für die eigene Bildungsarbeit einzusetzen oder einem Hilfswerk/Missionsinstitut zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen.

4. Kriterien für die Beurteilung und Übernahme eines Projektes

Die Übernahme und Verwirklichung eines Projekts bleibt letztlich immer eine Ermessens- und Entscheidungsfrage, die auch eine gewisse Bereitschaft zum Risiko in sich schliesst. Die Erfahrungen aus öffentlicher und privater Entwicklungsarbeit, aus

dem Wirken der Hilfswerke und Missionsinstitute und das Anliegen einer zeitgemässen Solidarität und Partnerschaft innerhalb der Kirche legen aber folgende grundlegende Kriterien nahe, die eine sinnvolle Verwirklichung von Hilfen und Projekten ermöglichen sollen:

4.1 Initiativen und Projekte gehen oft von Einzelpersonen und kleinen Gruppierungen aus (Missionare, Schwestern, Laienhelfern usw.). Dies ermöglicht sehr viel Dynamik, Phantasie, rasches Handeln und gleichzeitig erfolgversprechende Kontakte zu Pfarreien, Kirchgemeinden und Gruppierungen in der Heimat. Es muss aber darauf geachtet werden, dass die Werke und Projekte nicht nur personengebunden, sondern über die Person der Initiatoren hinaus abgestützt und in ihrem Bestehen gesichert sind.

4.2 Projekte sollen möglichst grösseren Teilen der Bevölkerung zugute kommen und von dieser in Planung und Durchführung mitgetragen werden. Entwicklungszusammenarbeit und missionarische Partnerschaft setzen eine reale Eigenleistung voraus, die vor aller notwendigen fremden Hilfe die lokalen Möglichkeiten und Mittel ausschöpft (z.B. Arbeit, Materialien, technische Möglichkeiten, finanzielle Eigenleistungen, Beiträge von Ortskirche, lokalen Organisationen, Staat usw.).

4.3 «Hilfe zur Selbsthilfe» ist ein gesunder Grundsatz, letztlich allein erfolgreich. Projekte sollen nicht Abhängigkeiten vergrössern, sondern abbauen. Das verlangt aber nicht nur Aufbau- und Starthilfen, sondern auch die mühsamere und weniger attraktive Unterhaltshilfe durch Betriebsbeiträge an den ortskirchlichen Partner in der Dritten Welt, wenigstens für eine mehr oder weniger lange Übergangszeit. Dies gilt für bereits bestehende Werke und Aktionen, deren Weiterbestand und Ausbau Mittel erfordert, ist aber gerade bei der Planung neuer Projekte bereits zu beachten.

4.4 Mission und Entwicklungszusammenarbeit wirken auf Ablösung hin. Darunter ist nicht so sehr ein Zeitfaktor zu verstehen als vielmehr eine Haltung, die die Initiative der jungen Ortskirche fördert, sich um verantwortliche Führungskräfte und Basisgruppen bemüht und das Anliegen des missionarischen Neuaufbruchs wachhält. Werke, die diese Anliegen wahrnehmen, sind besonders unterstützungswürdig, gerade auch dann, wenn es sich um Projekte handelt, an denen keine Missionare, Entwicklungshelfer und Institutionen aus der Heimat mehr beteiligt sind und die von den Ortskirchen der Dritten Welt in alleiniger Verantwortung ausgeführt werden.

4.5 Wir brauchen Partnerschaft, nicht Patenschaft. Wir brauchen nicht paternalistische Gebermentalität, sondern gemein-

same Verantwortung für ein gemeinsames Anliegen. Dies setzt Respekt vor der Eigeninitiative und Eigenverantwortung des Partners genauso voraus wie kritische Begleitung und Rechenschaftsablage.

4.6 Projekte und Hilfsaktionen sollen die menschliche, kulturelle und kirchliche Identität der Partner nicht beeinträchtigen, sondern fördern und weiterentwickeln helfen. Das bedeutet unter anderem, mit Sorgfalt auf angepasste und lokale Mittel in der Technologie genauso wie in der Pastoral zu achten.

4.7 Jedes Projekt ist darauf zu überprüfen, ob es sich in die gesellschaftliche, wirtschaftliche, ökologische und kirchliche Gesamtsituation einfügt. Es sollen nicht ungewohnte Privilegien zementiert oder neu geschaffen, sondern abgebaut werden.

4.8 Mit Priorität zu behandeln sind Initiativen, welche die materiellen, geistigen und geistlichen Grundbedürfnisse von Menschen Völkern und Kirchen aufgreifen (nicht «Luxusprojekte»); einige Beispiele: Landwirtschaft, Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen, medizinische Grundversorgung, Schul- und Berufsbildung, pastorale Basisarbeit und Kaderbildung, Überlebenshilfen, Gemeinschaftsorganisation, informelle Erwachsenenbildung, Menschenrechtsprogramme.

4.9 Die «vorrangige Parteinahme für die Armen» ist ein vom Heiligen Geist gewirktes Zeichen in der Kirche unserer Zeit. Hilfen und Projekte sollen in erster Linie den Ärmsten einer bestimmten Gesellschaft zugute kommen; Ausgebeuteten, an den Rand gedrängten sozialen Schichten und Völkerschaften, Randgruppen und Unterprivilegierten aller Art, zu denen oft Frauen gehören. Sie sollen helfen, Diskriminierungen aus rassischen, biologischen, politischen und religiösen Gründen zu überwinden.

4.10 Hilfen an Menschen sind wichtiger, wenn auch oft schwieriger zu finanzieren als Beiträge an Bauten und Investitionen. Diese sind immer nur Mittel im Dienst der Menschen und der Menschenrechte.

4.11 Partnerschaft bedeutet gegenseitige Bereicherung. Sie setzt Austausch voraus und kann sich nicht auf (einseitige) Finanzhilfe beschränken. Sie verlangt daher Austausch an (nicht nur einmaliger) Information, an kulturellen und kirchlichen Erfahrungen und Reichtümern dort wie hier. Solcher Austausch geschieht durch Missionare, Entwicklungshelfer und Partner aus der Dritten Welt. Projekte sollen helfen, Überlegenheitsbewusstsein und Vorurteile abzubauen und alle Beteiligten als Beschenkte zu erfahren. Persönliche Kontakte und Reisen können dazu beitragen, sofern sie von Bescheidenheit und Offenheit geprägt und nach Möglichkeit gegenseitig sind

und nicht in einen Dritt-Welt-Tourismus ausarten.

4.12 Bei aller sorgfältigen Planung müssen Projektträger und ihre Partner für notwendige Anpassungen und Änderungen während der Ausführung offen bleiben. Zudem haben die Partner in der Dritten Welt oft mit Schwierigkeiten und auch mit eigenen Grenzen zu kämpfen. Das Scheitern von Projekten ist hier wie dort nie völlig auszuschliessen. Projektträger sollen offen zu Schwierigkeiten und Misserfolgen stehen, deren Ursachen aufzeigen, aus der Erfahrung Lehren ziehen, sich dadurch aber nie entmutigen oder in einem skeptischen Überlegenheitsgefühl bestätigen lassen.

Weltkirche

Ein historisches Ereignis: Weihbischof Jin besucht die Schweiz

Während seiner fünfwöchigen Europa-reise besucht Weihbischof Aloysius Jin Luxian aus Shanghai die Schweiz. Vom 31. Mai bis 7. Juni wird er in verschiedenen Schweizer Städten Station machen. Am 4. Juni weilt er in Luzern und wird am Abend um 20.15 Uhr im Romero-Haus einen Vortrag halten über die «Zukunft der Kirche in China». Wer ist Jin Luxian? Was geht zurzeit in China vor? Und wie steht es heute mit der Kirche? Diesen und ähnlichen Fragen soll im folgenden etwas nachgespürt werden.

Wer ist Weihbischof Jin Luxian?

Aloysius Jin Luxian wurde 1916 in Shanghai geboren. Er stammt aus einer Familie, die über 300 Jahre dem katholischen Glauben angehörte. Nach Besuch der Mittelschule trat er 1933 in den Jesuitenorden ein und setzte seine Studien bei den Jesuiten in der schwierigen Zeit der Bürgerkriege und der Japanischen Besatzung in Shanghai fort. 1945 wurde er zum Priester geweiht. Daraufhin studierte er in Rom an der Universität Gregoriana Dogmatik. Während dieser Zeit besuchte er viele Länder in Europa, unter anderem auch die Schweiz. 1951, zwei Jahre nach der Machtübernahme durch die Kommunistische Partei, kehrte er nach Shanghai zurück, wurde Direktor des Priesterseminars Zikawei und Superior der Jesuiten des Shanghai-Distriktes. 1955 wurde er verhaftet und zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt. Fünf Jahre davon verbüsst er in Einzelhaft. Auch nach seiner Freilassung

wurde ihm die Ausübung seines priesterlichen Amtes untersagt, und er wurde in den Norden Chinas verbannt. Hier war er wegen seiner grossen Sprachkenntnisse – Jin spricht mehrere europäische Sprachen fließend – als Übersetzer tätig. Nach langem Ringen und Zögern entschloss er sich 1982, im Rahmen der von der Chinesischen Regierung gesetzten Bedingungen, in den priesterlichen Dienst zurückzukehren, ohne der «Patriotischen Vereinigung» formell anzugehören. Jin übernahm wiederum die Aufgabe der Leitung des neu eröffneten Priesterseminars auf Sheshan/Zose, einem Wallfahrtsort in der Nähe Shanghais. Im Januar 1985 wurde er zum Weihbischof gewählt und empfing am 27. Januar 1985 die Bischofsweihe.

Jin hat seither verschiedene Reisen ins Ausland gemacht: 1985 nach Manila, Hongkong und Macao, und letztes Jahr nach Deutschland und den USA. Zu diesen Besuchen gab es viele positive Stimmen: Durchbruch, Annäherung und Versöhnung! Andere wiederum sahen es als reine Propaganda der «Chinesischen Katholischen Patriotischen Vereinigung».

Wie immer man diese Besuche bewerten mag, einen Vorteil haben sie bestimmt: sie bringen uns miteinander ins Gespräch und tragen bei, unsere Standpunkte gegenseitig besser kennenzulernen. Daher sind solche Beziehungen und persönlichen Kontakte ein grosses Geschenk, wofür wir dankbar sein wollen.

Dengs Reformkurs in China in Gefahr?

Nicht wenige Beobachter Chinas blicken zurzeit mit einer gewissen Sorge nach dem «Reich der Mitte». Der von Deng Xiaoping eingeleitete pragmatische Reformkurs im wirtschaftlichen Bereich und die von ihm selbst vielfach geäusserten Ermutigungen zu kritischer Auseinandersetzung haben ihre Früchte gezeitigt. Einerseits wurde mit bürokratischen Produktionsmethoden aufgeräumt. Als Folge trat ein beachtlicher wirtschaftlicher Aufschwung und Fortschritt in der Verwirklichung der vier Modernisierungen ein. Andererseits erscholl um so lauter die Forderung von Studenten und Intellektuellen nach mehr Demokratie, grösserem Schutz der Menschenrechte, Trennung von Regierung und Partei und nach besseren Lebensbedingungen. Die grossen Studentendemonstrationen Ende letzten Jahres in Hebei, Shanghai, Nanjing und schliesslich in Beijing machten diese Forderungen schlagartig weltbekannt. Gespannt war man allenthalben auf die Reaktionen seitens der Parteileitung. Auf ein anfängliches Herunterspielen – es wurde von einer verschwindenden Minderheit von rund 1% gesprochen – folgte im Januar 1987 bereits eine

harte Kritik und «kraftvolles Vorgehen» mit Verhaftungen (am 20. Dezember 1986 allein in Beijing gegen 200)¹, Ausschluss von Schriftstellern aus der Partei und Entlassung von Universitätsrektoren und zuletzt Entlassung von Parteichef Hu Yaobang am 16. Januar 1987.

In Parteispitzen und besonders im konservativen Lager machte sich Angst vor «den Geistern, die man rief» breit.

Vorrang der Ideologie

Der bereits vor einigen Jahren geprägte Slogan «Kampf gegen geistige Verschmutzung» (des sozialistischen Systems durch westliches Gedankengut) fand nun eine neue Version in der Prägung «Kampf gegen die bürgerliche Liberalisierung». Es handelt sich dabei um eine Auseinandersetzung mit den «falschen ideologischen Strömungen, welche das sozialistische System in Frage stellen, für den Kapitalismus plädieren und die Führung durch die Kommunistische Partei ablehnen». Eine solche Untergrabung des politischen Systems musste um jeden Preis verhindert werden. Eine Ostentativ-Umstellung der vier Grundprinzipien als unumstößliches Dogma der Kommunistischen Partei Chinas weist auf eine deutliche Akzentverschiebung hin. Während der Reformpolitik Dengs wurden sie in der folgenden Reihenfolge genannt und in der Verfassung verankert:

1. Das Festhalten am Sozialistischen Weg;
2. Beibehaltung der Demokratischen Diktatur des Proletariates;
3. Führung durch die Kommunistische Partei;
4. Verbindlichkeit des Marxismus/Leninismus.

Nach der Umstellung trat neu an die Spitze: «Die Führung durch die Kommunistische Partei», gefolgt vom «Einschärfen der unumschränkten Verbindlichkeit des Marxismus/Leninismus unter Mao-Zedong und des Mao-Zedong-Gedankengutes».

Durch diese heute verbindliche Fassung wird der Primat der Ideologie unmissverständlich hervorgehoben. Diese vier Prinzipien wurden vom Zentralkomitee als das «Mark der sozialistischen geistigen Zivilisation» bezeichnet.

Verunsicherung und Beschwichtigung

Im Ausland ist diese «Neuausrichtung» nicht ohne Sorge zur Kenntnis genommen worden. Ausländer in China, wie Studenten, Sprachlehrer, Wissenschaftler und Vertreter der Wirtschaft, mussten erfahren, wie sich das Verhalten vieler Chinesen ihnen gegenüber geändert hat: Zurückhaltung,

Scheu und «aus dem Wege gehen», aus Angst, plötzlich in Verdacht zu kommen und als «Informanten und Kollaborateure» von Spionen abgestempelt zu werden. Aber auch Wirtschaftskreise äusserten nun ihre grossen Bedenken. Was wird geschehen, wenn Deng Xiaoping von der politischen Bühne abtreten wird? Folgt wieder ein starres marxistisches Wirtschaftssystem mit Staatsplanung auf allen Ebenen? Wie wird sich die Zusammenarbeit in der Phase danach gestalten? Muss man sich allgemein auf frostige Zeiten in China umstellen? Diesen wohl berechtigten Sorgen begegnete die chinesische Regierung mit Beschwichtigungen. Man war bestrebt, diese Unsicherheiten und Sorgen zu zerstreuen, wohl wissend, dass durch eine grundsätzliche Verunsicherung der ausländischen Handelspartner dem eigenen wirtschaftlichen Aufschwung ein schwerer Schlag versetzt würde. Von höchster Stelle wird betont, dass sich in China keine grundsätzliche Änderung in Aussen- und Wirtschaftspolitik abzeichne. In der Ansprache zum chinesischen Neujahr übte Zhao Ziyang zwar Zurückhaltung in bezug auf die ganze Kampagne des Kampfes gegen den «bürgerlichen Liberalismus». Er sagte:

1. Die Kampagne richte sich nur gegen Parteimitglieder und nicht ans allgemeine Publikum.

2. Sie dürfe sich nicht auf ländliche Gebiete und Unternehmen ausdehnen.

3. Sie müsse sich vorwiegend auf den politischen und ideologischen Bereich beschränken. Wissenschaft und Technologie, Forschung und Literatur, Künste und städtische Unternehmungen sowie das tägliche Leben des Volkes dürfe von der Kampagne nicht betroffen werden.²

Kenner der Szene, die die Situation in China sehr genau mitverfolgen, versicherten mir anfangs Mai in Hongkong, dass eine Rückkehr zu den Verhältnissen, wie sie während der Kulturrevolution herrschten, sich vor allem in China, aber auch weltweit als Katastrophe herausstellen und vom chinesischen Volk selber kaum akzeptiert würde. Dessen sei sich auch die Partei bewusst. Eine solche Kehrtwendung sei höchst unwahrscheinlich.

Es ist aber anzunehmen, dass die Auseinandersetzung innerhalb der Partei um die allgemeine Parteilinie und -ausrichtung weitergehen wird. Wie stark gewisse konservative Kräftefelder sind, wird sich spätestens im Oktober zeigen, wenn der 13. Nationalkongress der Kommunistischen Partei Chinas zusammentritt. Sicher ist diese ganze Kampagne gegen die «bürgerliche Liberalisierung» ein Comeback der konservativen Elemente in wichtigen Parteistellungen, von wo sie von den Reformern nicht so leicht wieder verdrängt werden können.

Folgen für die Religionspolitik?

Wer sich nicht auf vordergründige Schlagzeilen der Volksrepublik abstützte, konnte immer schon unmissverständlich feststellen, dass die Kommunistische Partei Chinas ganz klar eine atheistische Richtung verfolgt und Religion als absterbendes Überbleibsel aus der Vergangenheit betrachtet. Daran hat grundsätzlich auch die Reformpolitik und der Pragmatismus Deng Xiaopings nichts geändert. Religionspolitik in China ist zurzeit eine «Politik des Übergangs in den Untergang der Religionen». Geändert hat in den letzten Jahren allerdings die Taktik. Galt in den Anfängen der Volksrepublik und vor allem während der Kulturrevolution (1966–1976) das gewaltsame Vorgehen und die radikale Unterdrückung, so hat der Dengsche Reformkurs eine flexiblere Haltung des in bestimmten Grenzen festgelegten Gewähren-Lassens eingenommen. Das belegen die verschiedenen Parteidokumente gegenüber religiösen Angelegenheiten und auch die Passagen in der neuen Verfassung. Parteimitgliedern ist es strikte verboten, Mitglied einer Religionsgemeinschaft zu sein. Als Vorbilder sollen sie «gläubigen Menschen den Weg weisen in ein atheistisches Goldenes Zeitalter».

Drei Gründe sind es hauptsächlich, um gegenüber Christen eine innerhalb festgelegter Grenzen flexiblere Haltung einzunehmen. Erstens ist es eine Tatsache, dass es in China Christen gibt. Gewaltsame Unterdrückung stärkt sie nur und ist also kontraproduktiv zum Aussterben-Lassen. Zweitens gilt es, im heutigen China *alle* Staatsbürger für ein vereintes sozialistisches China mit den vier Modernisierungen einzuspannen, auch die Christen! Drittens haben Christen viele für China wichtige Beziehungen zum Ausland und zu Wirtschaftskreisen. Würden die Christen weiterhin systematisch verfolgt, würde ein Teil der chinesischen Bevölkerung «ausgeschaltet als Mitarbeiter am Aufbau des Vaterlandes», und eine intensive wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Ausland käme nur schwer voran. Denn die Rücksicht auf das Ausland ist eines der ganz entscheidenden Motive der Religionspolitik nach 1980.

Wie es aber im politisch-wirtschaftlichen Bereich Reformen und Gegner gibt, so finden sich auch im religiösen Bereich tolerantere Befürworter eines Gewähren-Lassens und fanatische Gegner. Zu den ersteren gehört Zhao Fusan, Vize-Präsident der Chinesischen Akademie für Sozialwissenschaften in Beijing. Er kommt zum Schluss, dass der

¹ Nach: Far Eastern Economic Review, 1. Januar 1987.

² China News and Church Report, 6. Februar 1987.

Slogan «Religion als Opium des Volkes» heute nicht mehr gelte wir zur Zeit Marx'. Deshalb müssten für die chinesische Religionspolitik Konsequenzen gezogen werden.³ Darauf antwortete der stellvertretende Direktor der «Vereinten Front» Jiang Ping in einem längeren Artikel in der Partei-Zeitung «Rote Fahne» mit einer Verteidigung der alten Position.⁴ Nach ihm ist der Satz «Religion ist Opium des Volkes» weiterhin gültig und unverzichtbar.

Die Religion werde in der Entwicklung zu einer sozialistischen Gesellschaft absterben. Die marxistische Religionspolitik sei daher nötig für die Zeit des «Übergangs in den Untergang der Religionen, eine Politik, die man unentwegt durchsetzen muss, bis in der Zukunft das natürliche Verschwinden der Religion ihr Ende ist. Solange es noch Menschen gibt, die an Religion glauben, muss die Politik der Religionsfreiheit unerschütterlich in die Tat umgesetzt werden.»⁵

Die Frage, die sich heute stellt: Werden in der Religionspolitik die orthodoxen Parteifunktionäre die Oberhand gewinnen oder bleibt auch in Zukunft der bisherige begrenzte Freiheitsraum bestehen?

4. Vollversammlung der Katholiken Chinas

Vom 16.–29. November 1986 tagten in Beijing die Vollversammlung der «Chinesischen Katholischen Patriotischen Vereinigung» und das Komitee für «Kirchliche Verwaltungsangelegenheit». Nach Aussagen des vorsitzenden Bischofs Zong Huaide gibt es in China zurzeit 1900 geöffnete katholische Kirchen (1979 gab es eine einzige!). Weiterhin bestehen zurzeit acht grosse und drei kleine Priesterseminare mit gegen 500 Seminaristen für rund drei Millionen Katholiken. Auch seien zehn Frauenkonvente errichtet worden. Von 1980 bis 1986 sind 26 neue Bischöfe gewählt und konsekriert worden, ohne die Erlaubnis Roms, aber gültig! Die Gesamtzahl der mit der «Katholischen Patriotischen Vereinigung» kooperierenden Bischöfe beläuft sich damit auf 48. Kenner in Hongkong glauben allerdings, dass der grösste Teil dieser Bischöfe im Herzen die Treue zum Papst hält, es aber in der Öffentlichkeit wohl nicht äussern darf. Niemand wird bestreiten, dass diese Bischöfe in einer sehr heiklen Situation leben und versuchen, Zeugnis abzulegen. Weiter erklärte der Vorsitzende, dass 950 Katholiken landesweit Mitglieder der Konsultativ-Konferenzen der Partei seien. 1600 Katholiken wurden auf irgendeine Weise vom Regime landesweit ausgezeichnet.

Gleichzeitig wurde an der Tagung erklärt, dass die Angelegenheiten der katholischen Kirche in China einzig und allein vom

chinesischen kirchlichen Personal, Klerikern und Laien, geregelt werden könne. Die Kirche müsse selbständig bleiben. Die Wahl und Weihe der Bischöfe sei eine vordringliche Aufgabe und dürfe nicht von aussen diktiert werden. Obwohl man auch bekannte Ansichten vertrat, wurden am Treffen keine direkten Angriffe und Kritiken gegen den Papst geäussert, was von Beobachtern in Hongkong als sehr positiv bewertet wurde.

Muss man sich bei der Grösse des Landes und der Vielfalt und den verschiedenen Auslegungen vor Ort noch wundern, wenn sehr oft gegensätzliche Meinungen vertreten werden? Es gibt auch innerhalb der katholischen Kirche in China verschiedene Auffassungen, von welchen einige nicht in der Öffentlichkeit ausgetragen werden dürfen. Und für den Grossteil des einfachen katholischen Volkes ist die Wiedereröffnung von Kirchen, die Möglichkeit zum Sakramentenempfang eine grosse Erleichterung, auch wenn dabei bei weitem nicht alle Fragen gelöst sind. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass auch heute noch Bischöfe, Priester und Laien wegen ihrer Loyalität zum Papst der Freiheit beraubt sind, dass nicht offiziell gegründete Priesterseminare einfach geschlossen werden, dass eine schwer zu schätzende Zahl von Gläubigen den Kontakt mit der «Patriotischen Vereinigung» ablehnt. Eine weiterhin ungelöste Frage ist die der vollen Gemeinschaft mit der universalen Kirche. «Sie kann nicht in der Einmaleins-Manier beantwortet werden. Die tragische, leidvolle Situation der katholischen Kirche in China soll nicht heruntergespielt, simplifiziert oder in ein ideologisches Licht gerückt werden. Diese Frage ist nicht nur ein Stachel im Leib der katholischen Kirche Chinas, sondern gewissermassen das Kreuz, an das diese Kirche genagelt ist; ein Kreuz, das die Universalkirche zu tragen hat; ein Kreuz, an dem auch von kirchlicher Seite mitgezimmert worden ist.»⁶

Uns allen aber, die sich mit China beschäftigen und denen die Anliegen der Christen dort am Herzen liegen, bleibt es ein grosses Anliegen, für die Sorgen dieser Menschen offen zu sein und Verständnis für ihre heikle Situation zu haben. Dazu möge auch der Besuch von Weihbischof Jin Luxian beitragen.

Peter Baumann

³ Zhao Fusan, Religion, geistige Kultur und nationale Einheit, in: China heute 1986/4, S. 6–11.

⁴ Jiang Ping, Die Religionstheorie des Marxismus und die Religionspolitik der Partei sorgfältig studieren, in: China heute, 1986/5, S. 8–16.

⁵ AaO., S. 13.

⁶ Georg Raiml, in: Steyl Korrespondenz, 1986/1, S. 11.

Theologie

Glauben Protestanten anders an Gott als Katholiken?

Dies scheint eine verfängliche Frage zu sein in einer Vortragsreihe, die unter dem Titel steht: «Kann man heute vernünftig an Gott glauben?»* Haben wir als Christen, bei allem, was uns trennen mag, nicht den gleichen Gott? Sind wir nicht überzeugt, dass er der wahre Gott ist, der sich klar und eindeutig in seinem Sohn Jesus Christus zu erkennen gegeben und der seine Offenbarung im Zeugnis der heiligen Schrift zugänglich gehalten hat? Wäre es da nicht ein Zeichen grosser Unvernunft, wenn die einen so, die anderen aber ganz anders an Gott glauben sollten? Wenn sie es aber doch tun, ist es dann nicht überhaupt unvernünftig, an einen solchen Gott zu glauben? So könnte man heute meinen.

Einst, als Katholiken und Protestanten sich über den richtigen Glauben stritten und sich darüber trennten, hielt man einen solchen Streit und notfalls eine Trennung für notwendig, um der Sache willen, um Gottes willen – also gerade weil es um den wahren Gott und um das richtige Verhältnis zu ihm ging.

Martin Luther, der 1517 in der sächsischen Residenz-Kleinstadt Wittenberg unversehens die Reformation auslöste, schrieb zwanzig Jahre später in einem Dokument, das noch einmal einem Verständigungsversuch dienen sollte: «Die hohen Artikel der göttlichen Majestät» – die Glaubenssätze also, die Gott als Vater, Sohn und Heiligen Geist aussagen – «sind in keinem Zank noch Streit, weil wir zu beiden Teilen dieselben glauben und bekennen. Darum nicht vonnöten, jetzt davon weiter zu handeln.» Luther hatte also schon sagen wollen: Wir glauben nicht anders an Gott. Dann aber strich er die Worte «glauben und» wieder durch und liess nur «bekennen» stehen: «... weil wir zu beiden Teilen dieselben bekennen».¹ Er meinte also: Wir glauben doch anders an Gott. Wohl sind wir uns in der verstandemässigen Zustimmung zu den Glaubensinhalten einig, in dem, was wir als Glaubende über Gottes Dasein und Wesen wissen können. Im Glauben selbst aber, das heisst

*Vgl. SKZ 13/1987.

¹ Schmalkaldische Artikel I (1537); Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche, S. 414, 10ff.; 415, 1f.; auch in Calwer Luther-Ausgabe I (Gütersloher Taschenbuch 401), S. 180.

im Vertrauen des Herzens, in der Art, wie wir uns von diesem Gott empfangen und uns ihm hingeben, da gehen wir weit auseinander. Luther konnte sogar so weit gehen zu sagen: «Allein das Trauen und Glauben des Herzens macht sowohl Gott wie Abgott.» Es hängt am Glauben, am dankbaren Vernehmen und Vertrauen, ob man den einen, wahren, den rechten Gott trifft und hat. Sonst verfehlt man ihn, verliert man sein Herz und damit sein ganzes Leben an das Trugbild von einem Gott.²

Deshalb also wurde einst so erbittert gestritten: weil Menschen, auch Christen, in ihrer fragenden und vertrauenden Zuwendung zu Gott so leicht den wahren, rechten Gott mit ihren falschen Vorstellungen, mit ihren verkehrten Wünschen und Bedürfnissen verfehlen können. Deshalb wurde um den richtigen Glauben an Gott gestritten, auch wo man sich über den Glaubensinhalt einig wusste. (Den Reformatoren ging es nie nur um den Inhalt. Sie sagten mit dem Jakobusbrief 2, 19: Dass es Gott gibt, glaubt auch der Teufel. Es ging ihnen um das 1. Gebot: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Den Reformierten, Zwingli und Calvin, ging es sogar um das 2. Gebot nach alter biblischer Zählung, das sie wieder in den Katechismus aufnahmen: Du sollst dir kein Gottesbild oder Abbild machen.) So haben sich Protestanten und Katholiken damals auseinandergelautet.

Sind das nicht gottlob längst vergangene Zeiten? Wäre es nicht mittlerweile vernünftiger *und* frömmere, endlich zusammen zu glauben? Können wir nicht viel mehr gemeinsam «glauben und bekennen»? Oder stehen da Vorstellungen und Einstellungen im Weg, in die wir uns verrannt haben? Bilder, auch Gottesbilder, die vielleicht einmal hilfreich waren, auf die wir aber nun festgelegt sind? Es könnte sein, dass wir an solchen Grundeinstellungen hängen wie Erwachsene an ihrem Kinderglauben. Wir schneiden uns dann die Möglichkeit ab, auch im kirchlich geprägten Gottesglauben erwachsen zu werden, miteinander auch ökumenisch zu wachsen. Ein notwendiger Schritt dazu ist es gewiss, dass wir uns solche Grundeinstellungen, solche Bilder mitsamt ihren Stimmungsgehalten vor Augen führen und bewusst machen.

I. Was ist unterschiedlich?

Wie glauben denn nun Protestanten an Gott? Was könnte daran anders sein als bei Katholiken?

Nun, auf alle Fälle glauben auch Protestanten zum Teil anders an Gott als andere Protestanten. Evangelischer Gottesglaube ist nicht mehr genau so geprägt und gefärbt,

wie er einst, in der Zeit der Reformation und danach der geschlossenen konfessionellen Herrschafts- und Wohngebiete, verkündigt und eingeübt worden war. Pietismus und Erweckungsbewegungen (mit ihrem Drängen auf persönlich gelebte Gläubigkeit), Liberalismus (mit der Forderung nach dogmatisch unabhängiger Gewissensüberzeugung), neuzeitliches Lebensgefühl (mit seinen Erfolgserlebnissen und Krisen) haben überlieferten Glaubensvorstellungen und -einstellungen teils Verluste, teils neue Züge zugefügt. Stärker als durch Bilder und Gedanken, die Kirchen und Theologien uns vermitteln, wird ja unser Gottesbild überhaupt durch Gesicht und Stimme der Mutter, des Vaters, durch Klima und Erfahrungen der Erziehung geprägt. Vieles ist da gerade in unsern Tagen, in unserem eigenen Lebensverlauf erneut in Umschichtung begriffen.

Meinungsumfragen können mit ihren statistischen Angaben flächige Ausschnitte und punktförmige Momentaufnahmen zeigen. Doch einen plastischen Gesamteindruck oder eine Perspektive mit Tiefenschärfe gewinnt man aus ihnen nicht.

Hier ein paar Ergebnisse aus einer schon älteren, 1968 veröffentlichten Erhebung: Dass es Gott gibt, glaubten damals in der Bundesrepublik Deutschland 92% der praktizierenden Katholiken und 90% der praktizierenden Protestanten. 68% der Durchschnittsbevölkerung waren der gleichen Überzeugung, und weitere 22% glaubten immerhin an ein höheres Wesen. (Insgesamt ergibt das auch wieder 90%.) Aber wie glaubten diese Menschen – Katholiken, Protestanten, säkularisierte Mitbürger – an Gott? Was bedeutet es zum Beispiel, dass 88% der Katholiken, die an Gott glauben, an dessen Existenz nie gezweifelt haben, dagegen «nur» 65% der übrigen, die von Gottes Existenz überzeugt sind (Protestanten und andere offenbar zusammengenommen)?³

Trotz solcher Unsicherheitsfaktoren möchte ich versuchen, einige wenige Grundlinien hervorzuheben, die nach meiner Kenntnis und Erfahrung für eine protestantische Art des Glaubens an Gott kennzeichnend sein können. Im konkreten Einzelfall werden sie freilich in sehr verschiedener Stärke und Mischung auftreten. Was ich im folgenden Grundsätzliches und Allgemeines sage, wird deshalb unvermeidlich einseitig und abstrakt wirken. Protestanten fühlen sich vielleicht verzeichnet: Nein, so glaube ich doch nicht an Gott! Und manche Katholiken mögen protestieren: Was, das soll typisch protestantisch sein? Da kenne ich aber ganz andere Beispiele! Oder: Das ist doch genau so gut oder viel eher katholisch! Lassen wir's drauf ankommen.

1. Irrationale Züge

Ziemlich wichtig scheint mir zum Beispiel, dass viele Protestanten in ihrer Erfahrung und ihrem Nachdenken an Gott *irrationale Züge* wahrnehmen können. Dass Gott nicht so ist, wie er nach unseren vernünftigen Erwartungen und Überlegungen sein müsste, ja, dass er auf eine erschreckende Art anders sein kann, vielleicht anders sein muss – das ist wohl eine Erfahrung, die kaum jemandem erspart bleibt, wenn er sich fragend und vertrauend dem Gott zuwendet, auf den ihn die Eltern, die kirchlichen Lehrer, die biblischen Zeugen hinweisen. Evangelischen Christen ist das in der Regel besonders stark bewusst und gegenwärtig. Was dem vernünftig zurechtgelegten Glauben an Gott zuwiderläuft, kann in einem tiefer wurzelnden Glauben zugelassen und ausgesprochen werden. Solche Widersprüche lassen sich nicht einfach auflösen, aber sie lassen sich aushalten und durchstehen. Gott muss nicht um alle Welt verständlich sein. Entscheidend ist, dass man spürt: er ist verlässlich; dass man ihm, auch gegen den Augenschein, unter allen Umständen trauen – eben: dass man ihm glauben kann.

In offizieller katholischer Glaubensverkündigung wurde bis in jüngste Zeit der Ton stärker darauf gelegt, dass Gott und sein Handeln auch für die natürliche Vernunft einsehbar oder gar beweisbar sei. Diese Linie zieht sich vom 1. in ermässiger Form bis zum 2. Vatikanum; noch der neue deutsche Katholische Erwachsenenkatechismus von 1985 hebt sie hervor. Er rechnet freilich auch mit dem Zweifel (offenbar nicht bloss bei dem Rest der oben erwähnten 88%). Er weiss und sagt deutlich, dass die menschliche Erfahrung mit Gott auf dem Weg des rationalen Erkennens schliesslich an Grenzen stösst. An solchen Grenzen redet er dann gerne von dem grenzenlosen, unsagbaren, alles Denken und Fühlen übersteigenden Geheimnis Gottes.

Für evangelische Frömmigkeit und Glaubensreflexion sind solche Grenzen meist ohnehin bedrängend nahe. Gott als Geheimnis – das ist nicht nur etwas alle Begriffe Übersteigendes. Das ist eine Wirklichkeit, die selber nach dem Menschen greift, die ihm zusetzt, mit der er sich auseinandersetzen muss. Sie wird als Anfechtung erfahren und als Herausforderung, durch alles Widersprechende, Gegenteilige hin-

² Grosser Katechismus (1529) zum 1. Gebot; Bekenntnisschriften S. 560, 16 f. (vgl. 560, 10–24); Calwer Luther-Ausgabe 1, S. 22.

³ Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Emnid (auf Initiative der Zeitschrift «Der Spiegel»); hrsg. von W. Harenberg unter dem Titel «Was glauben die Deutschen», 1968, S. 62 und 65 sowie 69 und 97.

durchzustossen zu dem Gott, der sein beglückendes, befreiendes Wort dem Menschen zuspricht. Für Luther jedenfalls kam alles darauf an, vom verborgenen, zornigen Gott zum gnädigen Gott hinzufinden: zu dem Gott, dem man auf alle Fälle trauen darf, trotz allem, was gegen ihn spricht und was rational gar nicht wegdiskutiert werden kann und muss.

Für das, was gerade ein Glaubender hier an Gott erfährt, passt das Wort «Verborgenheit» wohl besser als «Geheimnis». Es passt vor allem für das, was am Kreuz wahrzunehmen ist, da wo Jesus Christus, der Sohn Gottes, seine Gottverlassenheit hinausstreit: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Und gerade im Standhalten gegenüber dieser Erfahrung wird auch die Überwindung der Gottverlassenheit durch Gott selbst erlebbar: der Sieg und die herrliche Offenbarung der Liebe Gottes, da wo nichts als Triumph des Bösen, Niederlage, Schande, Finsternis und Verzweiflung vor Augen stand. Für viele Protestanten ist darum der Karfreitag der höchste Feiertag. Und nicht eine sentimentale Trauerstimmung, sondern die Gewissheit des Sieges Gottes ist dabei das Ursprüngliche. Hier zeigt sich, welche grundlegende Bedeutung die Gestalt und die Geschichte Jesu Christi für evangelischen Gottesglauben hat.

Dieser Realismus, der auch die rational nicht zu bewältigenden Momente in die Gotteserfahrung hereinnehmen kann, stellt wohl eine der starken Seiten im Gottesglauben vieler evangelischer Christen dar.

2. Moralische Züge

Aber nun ist sogleich ein anderer, in gewisser Hinsicht gegenteiliger Eindruck zu nennen: *Moralische Züge* spielen bei vielen Protestanten im Umgang mit Gott eine überraschend starke Rolle. Ist das am Ende die Kehrseite der eben genannten Stärke?

Die persönliche Herausforderung, die für evangelische Christen in einer bewussten Gottesbegegnung liegt, wird nämlich sehr oft in einer bestimmten Einengung erlebt: fast nur noch als moralische Anforderung. Gott steht als der zwar gütige, aber auch überaus strenge Vater vor Herz und Gewissen. Er verlangt ja nicht nur äusseren Gehorsam. Nicht die korrekte Einhaltung einzelner Vorschriften, die sich wie Schulaufgaben erledigen lassen, ist das, was er will. Vielmehr sieht er auf die innerste Einstellung und die heimlichsten Regungen. Hier fordert er reine Gesinnung, aufrichtige, selbstlose Pflichterfüllung. Er will das ganze Herz, die ganze Person.

Gewiss findet sich diese Dimension der Gotteserfahrung nicht nur bei Protestanten. Dass Gott in letztem Ernst fordert und gebietet – wie sollte ein aus der Bibel gespeister

christlicher Glaube das je übersehen können? Aber im Protestantismus scheint mir eine spezielle Ausformung vorzuliegen. Der Moralismus der Aufklärung und die rigorose Pflichtethik etwa des Philosophen Kant konnte an eine ältere reformatorische Grundhaltung anknüpfen und diese in einer bestimmten Richtung prägen. So sind gerade relativ unkirchliche Protestanten gerne stolz darauf, dass sie es nicht mit vielen einzelnen Anweisungen der Mutter Kirche, sondern mit dem himmlischen Vater persönlich zu tun haben. («Die Katholiken müssen in die Kirche gehen, müssen beichten, wir dagegen ...» – so hört man es noch oft.) Protestanten betonen mit Nachdruck, dass es für sie im Verhältnis zu Gott nicht eine Menge äusserer Vermittlungen gibt: nicht die sakramentale Beichte mit der priesterlichen Lossprechung, nicht den höheren Stand der Priester, die Christus in der Eucharistie vergegenwärtigen, oder der Ordensleute, die stellvertretend mit den sogenannten «Räten» des Evangeliums ernstmachen (so als gälten diese nur den Vollkommenen, vgl. Mt 19,21). Protestanten halten sich etwas darauf zugut, dass sie es nicht mit vielen Zwischeninstanzen zu tun haben, etwa mit der Fürsprache von Heiligen und vor allem der Gottesmutter Maria. Wie Jesus Christus und mit Jesus Christus sehen sie sich in der Anfechtung wie in der Gewissheit des Angenommenseins und des Rechtseins (der Gnade, der Rechtfertigung) mit dem Vatergott unmittelbar konfrontiert.

Und angesichts dieses streng fordernden und urteilenden Gottes verliert nun ein Protestant nicht ganz selten den Erlöser Jesus Christus aus den Augen. Gerade er fordert dann auf einmal von seinem Gott, dass dieser nach rationalen Gesichtspunkten verständlich sei. (Moralismus und Rationalismus sind ja von alters her Geschwister; im modernen Protestantismus steht die Aufklärung bei dieser Verschwisterung Pate.)

«Was habe ich mir denn zuschulden kommen lassen? Ich habe mir doch nichts vorzuwerfen, habe immer meine Pflicht getan und nur das Beste gewollt», so heisst es dann etwa. Nach der vorhin genannten Umfrage meinten nicht nur 86% der kirchentreuen Katholiken, dass Gott mit guten Werken gnädig zu stimmen sei, sondern auch immerhin ... 76% der praktizierenden Protestanten.⁴ Wie steht es da mit der Überzeugung von der Rechtfertigung allein aus Gnade, allein durch den Glauben? Woher stammt die protestantische Selbstgerechtigkeit und Rechthaberei, die es gibt? Wieso können evangelische Christen, die doch ihren Gott stets auch als den barmherzigen, Sünden vergebenden kennen müssten, oft so schwer anderen vergeben und sich selbst von anderen vergeben lassen? Sind sie mit ihrer

Art des Gottesglaubens überfordert? Überfordern sie sich selbst damit?

Offenbar ist die Begegnung mit Gott überhaupt nicht so leicht durchzuhalten. Der Gott, der es seinem schwierigen Geschöpf Mensch nicht so leicht machen, der ihm nicht so einfach verständlich sein kann und ihm doch seine ganze Liebe und Nähe schenken will, ist nicht so leicht zu akzeptieren – insbesondere, wenn man ein selbstbewusster, selbständiger und anständiger Protestant sein will. Man möchte lieber einen eindeutigeren Gott haben. Wenn er schon nicht unbedingt ins vernünftig gezeichnete Welt- und Geschichtsbild passen kann, so braucht man ihn am Ende umso eher fürs moralisch ausgemalte Bild der Welt und zumal der eigenen Lebensgeschichte. In diesem Rahmen soll Gott für den gewissenhaften Protestanten selbstverständlich verständlich sein. Da wenigstens will er sicher gehen!

Aber für solche Ansprüche ist dann ein einsehbarer Gott erst recht schwer zu haben. Ein frommer, vor allem ein pietistisch erzogener evangelischer Christ findet dann wohl in Jesus Christus eine unentbehrliche Hilfe. Er, der Heiland, schafft Ausgleich. Im Zwiegespräch des Gebets erfährt man zwar auch von ihm strenge Kontrolle. Aber er ist doch auch eher verstehender Freund und Bruder, anders als der grosse Vatergott. Einem mehr liberal eingestellten Protestanten mag Jesus sympathisches sittliches Vorbild für den sozialen Einsatz und Kraftspender für sein Gott- und Selbstvertrauen sein. Doch gerade auch, wo er sich in der Gemeinschaft mit Jesus Christus weiss, kann es ein frommer und engagierter evangelischer Christ oft überhaupt nicht hinnehmen, wenn ihm «unverdient» Grausames widerfährt: der tödliche Unfall eines Kindes etwa, die Eröffnung des Arztes «Sie haben Krebs», oder der Zusammenbruch dessen, was er so ehrlich und rein gewollt hat. «Warum muss *mir* das passieren?»

Eine solche Reaktion ist ja zunächst einmal nichts weiter als menschlich und insofern wohl auch im Durchschnitt allgemein christlich. Aber mich dünkt, es zeige sich dabei im Glauben nicht weniger Protestanten doch eine eigentümliche Spannung, manchmal sogar ein Zwiespalt. Auf der einen Seite besteht in starkem Masse die erstgenannte Möglichkeit, nämlich mit einem nicht restlos verständlichen Gott zu rechnen. Auf der anderen Seite herrscht die Neigung, wenigstens auf der moralischen Ebene durch eigenes korrektes Verhalten mit Gott möglichst restlos ins Reine zu kommen und alles genau aufrechnen zu wollen. Wahrscheinlich wirkt

⁴ W. Harenberg, S. 81.

sich diese Spannung und das Bedürfnis nach Ausgleich auch in dem bekannten Phänomen aus, dass Protestanten häufiger als Katholiken technisch-rationale (statt pflegerisch-erzieherische) Berufe wählen. Man sagt auch, in von protestantischen Ärzten geleiteten Spitälern gehe es oft besonders kühl und sachlich zu.

II. Woher und wozu diese Unterschiede?

Was haben wir nun eigentlich zu sehen bekommen bei diesem Versuch, protestantische Arten und Unarten des Gottesglaubens in ein paar Strichen nachzuzeichnen? Waren es nur Bilder und Vorstellungen, wie sie eben Menschen sich von Gott machen, Postulate, die sie erheben, Projektionen, die sie entwerfen? Oder waren es spezielle Chancen einerseits, Fehlhaltungen andererseits, wie sie sich in einer bestimmten geschichtlichen und konfessionellen Ausprägung des christlichen Glaubens entwickelt haben?

Ich meine, von all dem sei auf jeden Fall auch etwas im Spiel. Doch was heisst das?

1. Gehen wir davon aus – der christliche Glaube ist ja davon überzeugt –, dass Gott der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde ist. Setzen wir also voraus, dass Gott wirklich da ist in allem, was geschieht, dass er mächtig am Werke ist in dieser bunten, verwirrenden Wirklichkeit der Welt und des Menschenlebens. Dann ist es ja auch rational sehr wohl verständlich, wenn Menschen sich diesen Gott eindeutig machen wollen. Es leuchtet ein, dass sie – weil von diesem Gott in ihrem ganzen Dasein und in ihrer ganzen Welterfahrung umgetrieben – sich von ihm allerhand Vorstellungen und Theorien machen: mehr oder weniger vernünftige oder auch unvernünftige, einigermaßen zutreffende und daneben gänzlich verkehrte. Menschliche Wünsche und Bedürfnisse mischen sich dann auf alle Fälle in die Gewissheit von Gott und in das Vertrauen auf Gott ein.

Gehen wir weiter davon aus, dass dieser so vieldeutig wirkende Gott in seinem Sohn Jesus Christus und im Heiligen Geist in unsere irdische und gemeinschaftliche Geschichte eingegangen ist, dass er an unseren menschlichen Leidensgeschichten, Glücksgeschichten, Herzensgeschichten und Liebesgeschichten zuinnerst teilhat, um uns zu heilen, um uns eindeutig und recht und ganz zu machen und endgültig zu sich zu bringen. Dann ist es vollends verständlich, wenn verschiedene Menschen und verschiedene christliche Gemeinschaften dieses rettende Gnaden- und Gottesangebot je auf ihre Weise zu ergreifen und auf ihre Art sich zurechtzulegen suchen: rational und weniger rational, sachgemäss, gottgemäss – und weniger realitätsgerecht.

2. Aber wenn das so ist – wer hat denn nun recht? Oder ist da alles relativ? Man wird wohl so antworten müssen:

Weil wir in der Tat den gleichen Gott haben, nämlich diesen unendlich vielfältigen und geheimnisvollen, oft ganz unverständlichen und auf jeden Fall immer noch grösseren Gott, der sich doch zu verstehen gibt, so dass man ihn bejahen und lieben kann – weil es so ist, weil *er* so ist, darum gibt es vielfältige Erfahrungen mit seinem Fordern und Schenken, seinem Verborgensein und Sich-offenbaren. Und es gibt darum diese Erfahrungen auch in speziellen konfessionellen, etwa katholischen oder protestantischen Mischungen.

Weil wir aber den *gleichen* Gott haben, weil wir einen und denselben Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist bekennen *und* glauben wollen, darum können wir diese unterschiedlichen Erfahrungen auf vernünftige und hilfreiche Weise untereinander austauschen. Gerade mit Erfahrungen und Glaubensweisen, die eigentümlich oder auch einseitig konfessionell geformt sind, können wir einander informieren und korrigieren. Wenn wir das Gottesbild einer bestimmten kirchlichen Glaubensrichtung mit seiner Leuchtkraft, aber auch seinen Schatten und Verzerrungen zu Gesicht bekommen, so können wir darin wie in einem Spiegel die Möglichkeiten und auch die Hemmungen unseres eigenen Gottesglaubens klarer sehen. Und wir können gemeinsam unsern Gott besser erkennen und bekennen, ihm treuer glauben und ungeteilter vertrauen.

Das ist doch das Vernünftigste, was wir mit unseren konfessionellen Andersartigkeiten tun können. Die meisten Unterschiede, über die einst zwischen den Kirchen gestritten wurde, sind heute – so weit sie noch wichtig sind – zugleich *in* den Kirchen im Streit; Grenzen und Fronten gehen vielfach quer durch. Wenn man sich durch die besonderen, einst konfessionsspezifischen Überlieferungen und Erfahrungen hellhörig und helllichtig machen lässt und sich gegenseitig auf Verwicklungen und Konflikte aufmerksam macht, kann man gewiss am besten aus alten oder neuen Verkrampfungen des Gottesglaubens herausfinden. Vielleicht ist es heute wichtig, Gott mehr auch als unbegreifliche Macht in unser Leben herinzulassen, ihn nicht an unsern Idealbildern einer vernünftigen, verständlichen, berechenbaren Überpersönlichkeit zu messen. Gerade damit lassen wir ihm wahrscheinlich eher die Freiheit, uns *sein* göttliches, uns liebend zugewandtes Personsein zu erschliessen, so wie er es in Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, ein für allemal durch alle Finsternisse und Verborgenheiten hindurch hat aufleuchten lassen.

Der Apostel Paulus ermahnt die Christen in Rom zu einem «vernunftgemässen Gottesdienst», und zwar ausdrücklich «angesichts des Erbarmens Gottes»: «Bringt euch selbst» (er sagt wörtlich «eure Leiber», und damit sind ja auch die elementaren menschlichen Bedürfnisse und Wunschregungen gemeint) «als lebendiges und heiliges Opfer dar, das Gott wohlgefällt», «wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut ist und vollkommen ist» (Röm 12,1–2).

Hans Friedrich Geisser

Berichte

Hoffnung – die offene Tür meines Lebens

Unter der Leitung ihrer Präsidentin Sr. M. Paula Gasser, Menzingen, hielt die VONOS (Vereinigung der Ordensoberinnen der nichtklausurierten Orden der Schweiz) am 4. Mai 1987 im «Antoniushaus Mattli» ihre Generalversammlung ab. Rund 45 Mitglieder und Gäste, darunter der Sekretär der VOS (Vereinigung der Ordensobern der Schweiz), P. André Valet, der auch an den anschliessenden Bildungstagen teilnahm und der täglichen Eucharistiefeier vorstand, liessen sich von den VONOS-Vertreterinnen in verschiedenen Organisationen über deren Tätigkeit informieren. Auf besonderes Interesse stiessen die Berichte von Sr. Karin Eugster als Vertreterin der VONOS in der Caritas Schweiz und von Sr. Iniga Dober als Mitglied des Aktionsrates des Fastenopfers der Schweizer Katholiken. Sie vermittelten jeweils einen Einblick in die Funktion der beiden Organisationen und in einige ihrer heutigen Probleme. Wertvolle Informationen und persönliche Kontakte ergaben sich auch mit verschiedenen Gästen, besonders mit den Vertreterinnen des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes, der Vereinigung der Klausurierten Ordensoberinnen der deutschen Schweiz und den Vertreterinnen der westschweizerischen Union (USMSR) und der Suore italiane.

Mehr denn je wird uns bewusst, wie notwendig und hilfreich solche Kontakte zwischen den verschiedenen Gruppierungen innerhalb der Kirche sind. Miteinander und füreinander sind wir Glieder des Volkes Gottes. Dem gleichen Anliegen dienen auch folgende Entscheidungen: Als Kollektivmitglied erklärte der Vorstand der VONOS den Beitritt zu der im Dezember des vergangenen Jahres gegründeten «Ökumenischen

Arbeitsgemeinschaft Kirche und Umwelt (ÖKU). Das gemeinsame Engagement für die Erhaltung der Schöpfung ist auch uns Ordensschwestern ein grosses Anliegen. Seit mehreren Jahren lernen Schwestern unserer Gemeinschaften die wertvollen Bildungsangebote des *Institutes für Missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS)* kennen. Das IMS mit Sitz in Frankfurt a.M. organisiert vorrangig für Ordensleute Seminare für Verantwortliche in Leitungsaufgaben, Kurse zur Ausbildung von Exerzitien- und Meditationsleitern und -leiterinnen, hauptberuflichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Kranken- und Alterspastoral, Studientagungen für bestimmte Zielgruppen zu aktuellen Themen (Seelsorge in Schulen, Priesterseelsorge usw.). Diesem Institut, das von den Vereinigungen deutscher Ordensobere und -oberinnen getragen wird, schloss sich nun auch die VONOS an.

Und schliesslich gingen die Ordensfrauen der deutschsprachigen Schweiz auf ein Angebot der *Pastorkommission* der Vereinigung der Männerorden der Schweiz (VOS) ein und erklärten sich zur Mitarbeit in dem genannten Arbeits- und Bildungsgremium bereit. Dadurch ist ein bedeutsamer Schritt zur engeren Zusammenarbeit von Ordensfrauen und Ordensmännern eingeleitet und hoffentlich auch ein bescheidener Beitrag zu einer geschwisterlichen Kirche geleistet.

An die Generalversammlung schlossen sich traditionsgemäss *die Bildungstage* an. Bereits zum dritten Mal lag die Leitung in den Händen von Theresia Hauser aus München. Mit ihrer reichen Erfahrung und dem ihr eigenen Gespür für den Kairos brachte sie auch diesmal sehr existentielle Themen zur Sprache. In einer ersten Reflexionsrunde: «Die Zeit – als Gabe und Aufgabe». Und schliesslich als zentrales Thema: «Die Hoffnung – als Offenheit für das Leben». Die Hektik, als Ausdruck unserer Epoche, macht sich auch in Ordensgemeinschaften bemerkbar und bedroht den Einzelmenschen ebenso wie das Gemeinschaftsleben. Denn Hektik erweist sich als lebens-, beziehungs- und liebesfeindlich. Die Tiefe und Qualität unseres Seins hängt auch von unserem Umgang mit der Zeit ab. Zeit haben bedeutet: sich für eine Wertordnung entscheiden und damit auch bewussten Verzicht. Solche und ähnliche Überlegungen stellten herausfordernde Anfragen an die je eigene, konkrete Lebenssituation.

Das Thema Hoffnung kam in einem angenehmen Rhythmus von Vorträgen, Einzelbesinnungen und Austausch in Gruppen zur Sprache. Die Referentin lenkte anhand von anthropologischen Aspekten die Aufmerksamkeit auf unser menschliches Sehen, Hören, Berühren, Sprechen und unsere Ge-

bärden. Die Hoffnung sieht anders, sieht mehr, sie ahnt das Ganze. «Es gibt keine Hoffnung, die sich nicht der Sprache verdankt» (Norbert Lohfink). Zeiten der Not – die Nöte unserer Zeit brauchen Gebärden der Hoffnung – auch politische: Solidarisierung mit den Armen aller Art, mit jenen, die sich für Menschenrechte, für Fremde und Vertriebene einsetzen. Gebärden der Hoffnung im alltäglichen Einsatz für den andern Menschen, Gebärden der Hoffnung in der Feier unserer Gottesdienste.

«Gotteswort als Hoffnungswort.» Dies war der zweite Themenkreis, dem sich unser alltägliches Leben zu stellen hat. Gemäss dem Evangelium hat Hoffnung zu tun mit den Schwachen, den Kleinen, dem verborgenen Weizenkorn, mit der Geduld, die das Unkraut nicht vor der Zeit vom Weizen trennt, mit dem neuen Spross aus dem alten Baumstumpf, mit der inneren Führung, die die Weisen auf einem andern Weg heimkehren lässt. Wie und wo kommen solche biblische Erfahrungen in unserem Leben zum Tragen? «Die Hoffnungsgebärde» an die Menschheit bleibt schliesslich der Auferstandene selbst.

In einem letzten Teil sehen sich die Teilnehmerinnen mit Fragen der Menschenfüh-

rung unter der Perspektive Hoffnung konfrontiert. Thesenartig zusammengefasst heisst das: Menschen, Frauen, Schwestern aus unnötigen Einschränkungen herausführen. Angesprochen sind damit: sogenannte «sündige Strukturen», Einschränkungen, die wir uns im gegenseitigen Umgang auferlegen, zu enge Grenzen für das persönliche Wachstum durch Arbeitsüberlastung und Mangel an Weiterbildung, Anonymität, Gleichgültigkeit als Hemmnis für die Entwicklung einer menschlichen Atmosphäre und eines Klimas des Vertrauens, Mangel an Möglichkeiten und Hilfen zur Förderung des Selbstvertrauens und Selbstwertgefühls. Als Postulate, die für Führungsgremien heute von besonderer Bedeutung sind, seien genannt: Erkennen und Anerkennen der Interdependenz, Verantwortlichkeit zuerst für die Menschen und nicht für die Werke, Mut zur Individualisierung gegen Uniformierung, Mut zur Ermutigung und zu einer geschwisterlichen, kreativen Freundschaft, Schaffung eines Klimas, in dem Feiern möglich wird. «Die Hoffnung weist über den jetzigen Zustand hinaus, auf das hin, was werden soll» (Th. Hauser). So wird sie zur offenen Tür meines Lebens.

M. Crucis Doka

«Frauen mit Standpunkt in Bewegung»

Weil der Schweizerische Katholische Frauenbund (SKF) sein 75jähriges Bestehen begehen kann, hatte seine diesjährige 72. Generalversammlung vom 20./21. Mai im «Titthof» in Chur ihren Höhepunkt in der «Jubiläumsfeier 75 Jahre SKF», die unter das Leitwort gestellt wurde: «Frauen mit Standpunkt in Bewegung». Beschlossen wurde die Jahresversammlung mit der Eucharistiefeyer in der Kathedrale, der Bischof Johannes Vonderach vorstand und der in seiner Predigt das Leitwort mit dem Sinnpruch auf dem Chorbogen einer Bündner Kirche aufnahm: «Ich muss bewegt werden, damit ich andere bewege».

Frauengeschichte

Eröffnet wurde die Jubiläumsfeier mit einem Reigen von Glückwünschen von seiten der Bündner Behörden und befreundeter Frauenverbände, und in ihrem Zentrum stand eine Art Live-Bildschau, in der auf den Weg zurückgeblickt wurde, den katholischen Schweizerinnen seit 75 Jahren gemeinsam gegangen sind, um in Kirche und Gesellschaft eigenständig Verantwortung

zu übernehmen. Dieser Weg wurde dabei mit der allgemeinen Frauenbewegung so in Verbindung gebracht, dass sichtbar werden konnte, «wo wir heute stehen und welches unsere Perspektiven sind für die nächsten 25 Jahre, die zu vollen 100 Jahren SKF noch fehlen» (Margrit Huber-Staffelbach, die Hauptautorin der Bildschau). Gleichzeitig sollte mit dieser Jubiläumsveranstaltung ein Beitrag geleistet werden, «auf den sich unsere Kirchenleitung stützen kann, wenn es in Rom an der Bischofssynode im Herbst darum gehen wird, über die Laien, das heisst auch über die Frauen in der Kirche zu diskutieren» (Sr. Raphaela Gasser, Mitautorin). Denn obwohl sich die Stellung der Frau in der Kirche, auch in der Kirche in der Schweiz, in den letzten Jahren in vielem geändert hat, muss der Zentralvorstand in seiner Arbeit doch immer wieder feststellen: «Die Beziehung vieler Frauen zur Amtskirche ist gestört, viele Frauen haben Mühe mit der Kirche und die Kirche wohl mit ihnen. Unser Selbstverständnis als Frauen in der Kirche kann sich auf die Dauer nicht wesentlich unterscheiden von unserem Selbstverständnis als Frau in der heutigen Gesellschaft, als Frau überhaupt, oder, wie Katharina Halkes sagt: Frauen können ihr Selbst-

verständnis nicht vor der Kirchentür ablegen» (Doris Weber-Kauf, Mitautorin).

Soziales Erwachen

Der geschichtliche Rückblick wollte deshalb nicht einfach festhalten, was gewesen ist, sondern zum Verständnis der Gegenwart und der gegenwärtigen Zukunftsperspektiven beitragen. So wurde die Gründung des SKF 1912 nicht nur im zeitgeschichtlichen Zusammenhang dargestellt, sondern auf dem Hintergrund der kirchlichen «Frauengeschichte»: Wie mancherorts in der Gesellschaft, so wurde auch in der Kirche – paradigmatisch mit der Klausur für religiöse Frauengemeinschaften, die ursprünglich apostolisch wirken wollten – die Unsichtbarkeit der Frau institutionalisiert. Erst im 19. Jahrhundert kam eine Wende: religiöse Frauengemeinschaften, die nicht klausurierte Orden sind, wurden möglich und schossen wie Pilze aus dem Boden. «Aus dem Boden der Armut, der Bedürftigkeit, der Diskriminierung, denn im 19. Jahrhundert wandelt sich die europäische Gesellschaft durch die industrielle Revolution grundlegend. Die Industrialisierung bringt für die Familie vor allem die Trennung von Arbeitsplatz und Familie, für die Frauen der Oberschicht Funktionsverluste, für die der Unterschicht aber Fabrikarbeit und zunächst viel Elend. Der bürgerlichen Frau wird nun die sogenannte «weibliche Sphäre» (Kinder, Küche, Kirche) als die einzige ihr gemässe zugewiesen.»

Gleichzeitig fühlten sich wache bürgerliche Frauen durch die sozialen Probleme herausgefordert. So entstand der SKF als «ein Zusammenschluss katholischer Frauen, die weder Orden noch Kongregationen sind, Frauen, die auch nicht ehelos sind, sondern einfach als Frauen ihre soziale Verantwortung wahrnehmen wollen». Um diese Aufgabe wahrnehmen zu können, brauchten die Frauen eine entsprechende Ausbildung, so dass der SKF bereits 1918 zusammen mit den Lehrschwestern des Instituts Menzingen die erste soziale Frauenschule der Schweiz gründete, die heute die «Schule für Sozialarbeit Luzern» mit eigener Trägerschaft ist. Der SKF war an der Schaffung auch anderer sozialer Institutionen beteiligt, nicht zuletzt an der Gründung der Caritas Schweiz (die Caritas Schweiz überbrachte dem SKF zu seinem Jubiläum deshalb nicht nur einen namhaften «Förderpreis» zur Unterstützung des Arbeitsbereiches «Ehrenamtlichkeit», sondern auch die Kopien der diesbezüglichen Protokolle aus dem Caritas-Archiv). Während des Ersten Weltkrieges und in den Jahren danach nahm der SKF in einer neuen Weise soziale Verantwortung wahr, weil viele Familien durch den Aktivdienst ihrer Ernährer (es gab keinen Erwerbsersatz) in Not

geraten waren. So wurde 1928 das Müttererholungsheim *Hof Gersau* eröffnet, das bis heute körperlich und seelisch überlasteten, gesundheitlich geschwächten Menschen, Frauen vor allem, Ruhe und Erholung anbietet, und in dem ebenfalls eine Frauengemeinschaft, nämlich die Heiligkreuzschwestern von Ingenbohl, mit dem SKF zusammenwirkt.

Politisches Erwachen

Dem Erwachen der Frauen durch das soziale Engagement folgte die Frauenbewegung, die damals «die Gleichstellung mit dem Mann verlangte, und zwar in Erziehung, politischen Rechten, Berufsausübung, Teilhabe an der Macht. Die katholischen Frauen aber, einschliesslich der SKF, reagierten damals mit Abwehr auf Forderungen nach Gleichstellung von Mann und Frau.» Die Gleichberechtigung wurde abgelehnt mit der Begründung, die Frau sei anders als der Mann und habe über den Mann Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen. «An dieser Haltung der katholischen Frauen war die Kirche, welche über das Wesen der Frau immer so genau Bescheid gewusst hat, massgeblich beteiligt.» In Familienfragen hingegen vertrat der SKF schon immer eine fortschrittliche Haltung, und Familienanliegen «waren immer ganz zentral auch seine Anliegen». Soziale Anliegen und Familienanliegen wurden denn auch über die beiden SKF-Zeitschriften verbreitet: «Die katholische Schweizerin» (1971) mit der EFS-Zeitschrift «Die evangelische Schweizerfrau» in «Schritte ins Offene» überführt und «Familie» (seit 1967 «ehefamilie», gemeinsam mit dem grössten Mitglied des SKF, der FMG herausgegeben).

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg brachte die Wende. Zunächst gab es allerdings Rückschläge für die Sache der Frau, nicht zuletzt weil in der unmittelbaren Nachkriegszeit wieder emotionale Sicherheit gefragt war. So wurde der Frau ausserhäusliche Tätigkeit wohl nicht mehr verwehrt, aber an die Bedingung geknüpft, häuslich gleichzeitig soviel wie bisher zu leisten. In dieser Zeit wurde dennoch «das Ziel der Frauenbewegung, die Frauen mündig und fähig zu machen, zu geeigneter Zeit dem Mann als gleichberechtigte und gleichwertige Partnerin an die Seite gestellt zu werden ... auch zum Ziel des SKF» (Lina Beck-Meyenberger). Und so sprach sich die ausserordentliche Delegiertenversammlung des SKF am 17. April 1958 – unter dem Vorsitz von Elisabeth Blunschy-Steiner – mit überwältigender Mehrheit für die vorbehaltlose Einführung des Frauenstimm- und wahlrechts aus.

Soziale Sensibilität und politisches Bewusstsein wirkten 1957 bei der Gründung

des Entwicklungshilfswerks des SKF, des *Elisabethenopfers* zusammen.

Neue Aufbrüche

In den 60er Jahren entstand ein neues Frauenbewusstsein, der Feminismus, der zur Frauenbefreiungsbewegung führte. Der SKF hat in dieser Zeit feministische Fragen aufgenommen, sich aber auch gegen einen radikalen Feminismus abgegrenzt. Das Ziel des SKF war es damals und ist es noch heute, «dafür einzutreten, dass weibliche Werte und weibliche Prioritäten in Gesellschaft und Kirche, in Beruf und Familie, als Verheiratete und Alleinstehende, denselben Stellenwert bekommen wie die männliche Sicht».

In der gleichen Zeit erfolgte der ökumenische Aufbruch, innerhalb des SKF unter anderem die stetige Verbreitung des *Weltgebetstages* der Frauen, an dem sich seit 1968 katholische Frauen beteiligten; seit 1973 ist der SKF offiziell daran beteiligt.

Manche Aufbrüche in Kirche und Gesellschaft wurden in den 70er Jahren zu Herausforderungen: Wie soll sich nach der Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts die Mitarbeit im Staat für Frauen gestalten? Welches konnte, nachdem Mann und Frau verfassungsmässig gleiche Rechte erhalten hatten, überhaupt noch Aufgabe einer Frauen-Organisation sein? Welches ist die Aufgabe einer katholischen Frauenorganisation, wenn von der Gleichheit von Mann und Frau «nichts eingeflossen ist in die damals laufende Revision des Kirchenrechts und sich auf Jahrzehnte hinaus dort auch voraussichtlich nichts bewegen wird»? Wo bleibt der Raum und das Recht auf Selbstbestimmung katholischer Frauengruppen, wenn klassische Tätigkeitsfelder des SKF wie Erwachsenenbildung und Caritas zunehmend von neuen Diensten und neu ausgebauten und finanziell abgesicherten Dienststellen bearbeitet werden, wenn die nachkonziliaren Seelsorgeräte auf Pfarrei- und Bistumsebene die Verbände abzulösen schienen? Aus den entsprechenden Diskussionen ist der SKF gestärkt hervorgegangen.

In den Auseinandersetzungen um die Neuordnung der Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs hat der SKF nicht nur klar Position bezogen, er hat diese 1976 mit der Gründung des «Solidaritätsfonds für werdende Mütter in Bedrängnis» auch sozial abgestützt. Mit diesem Werk wurde bis Ende 1985 rund 4500 Frauen finanzielle Hilfe im Gesamtbetrag von 7,7 Millionen Franken geleistet; dazu beigetragen haben die Spenden und Beiträge von Kantonalkirchen, Kirchengemeinden, Schwesterngemeinschaften, Mitgliederorganisationen des SKF, das jährliche gesamtschweizerische

Kirchenopfer und ein breiter Kreis von privaten Gönnern.

Zu neuen Ufern?

Aus der Sicht des SKF begann mit der Generalversammlung 1980 ein entscheidend neuer Aufbruch, ein neuer Abschnitt in der Frauenbewegung, in dem es nun darum gehen müsste, dass «die historischen, teils so abwegigen und kulturell so folgenschweren Definitionen von Frausein und Mannsein aufgearbeitet werden, und zwar von *Männern und Frauen gemeinsam*».

Für die kirchliche Arbeit bedeutet das für den SKF, erstens die Spiritualität als katholische Frauen wahrnehmen und verwirklichen, «geistliche Erfahrungen machen, reflektieren und einander mitteilen», und zweitens Frauenpastoral als Bewusstseinsbildung verstehen. Aus der Sicht der Fachgruppe «Kirche» des SKF heisst das aber auch: «Wir wollen Verantwortung übernehmen a) soweit als möglich *in der Kirche*, doch da ist vorläufig wenig möglich, aber wir wollen voll verantworten, was wir tun, zum Beispiel zu kirchlichen Geschehnissen Stellung nehmen *im Auftrag* der Frauen (wobei wir uns bewusst sind, dass wir immer eine Vorhut bilden); und wir wollen Gottesdienste selber gestalten und durchführen. b) Wir wollen auch Verantwortung übernehmen *für die Kirche*, indem wir durch unser Tun und Sagen in der Kirche zur Umkehr verhelfen (zur metanoia!). Denn wir können nicht untätig zusehen, wie sich das Verhältnis von Frauen und Kirche verschlechtert, wie immer weniger Mütter den Glauben an die nächste Generation weiterzugeben imstande und gewillt sind. Dadurch wird die Kirche, falls die «metanoia» nicht geschieht, in eine Notsituation geraten.»

Beschlossen wurde die Bildschau mit einem eigentlichen Ausblick auf die Zukunft, wobei die Präsidentin des SKF, Margrit Camenzind-Wüest, und die Vizepräsidentin Isabelle Rüedi-Portmann sowie die an der Delegiertenversammlung im Blick auf die künftige Verbandsleitung gewählten Vizepräsidentinnen Rösy Blöchliger-Scherer und Hanna Furtwängler-Strub dem Alphabet entlang Zukunftsperspektiven aufzeigten.

Bekräftigt wurde dabei der Wille, für *alle* Frauen dazusein: für alte und junge, Ordensfrauen, Mütter und kinderlose, verheiratete, ledige, geschiedene, verwitwete, und innerhalb dieser Frauenvielfalt Auseinandersetzungen zu pflegen «als Quelle der Bereicherung und als Ansporn zu neuen Entwicklungen». Von diesen neuen Entwicklungen sollen die Männer nicht ausgeschlossen werden, soll es doch um die «Befreiung zu ganzheitlichen, eigenständigen Frauen und Männern, die ihre menschlichen Möglichkeiten entfalten und leben können», ge-

hen. Deshalb möchte der SKF auch, «dass Frauen und Männer sich zu echter Partnerschaft emanzipieren».

Für die Frauen selbst heisst das, für Neues offen zu sein: «für neue Familienformen – auch Einelternfamilien sind Familien», für junge Frauen und für die spezifischen Fragen dieser jungen Frauen; für diese verschiedenen Wege, «sein Frausein voll zu leben: als Ordensfrau, als Alleinstehende, als Ehefrau, mit und ohne Kinder»; für Frauen aus anderen Kirchen: in der Ökumene «andere verstehen, Erfahrungen austauschen und gemeinsam neue Erfahrungen machen».

Doch nicht nur Austausch wird angestrebt, sondern auch Vernetzung. «Werden die Kräfte vieler Frauen vernetzt, so sind wir stark und können Grosses bewirken.» Um die gegenwärtige Perspektivenlosigkeit in der Kirche in der Schweiz zu überwinden, ist sogar an eine Tagsatzung der Schweizer Katholiken zu denken, an einen gesamtschweizerischen Ort der Begegnung zwischen Laien und Priestern, wie er von Leo Karrer in der SKZ angeregt wurde.

Bei all dem sollen die überkommenen Aufgaben wie die diakonischen nicht vernachlässigt werden, wobei wünschenswert wäre, dass nicht nur Frauen, sondern auch Männer in irgendeiner Form ehrenamtliche Arbeit leisten.

Als katholischer Verband will sich der SKF «nach der befreienden Botschaft von Jesus Christus ausrichten» und verbindlich kirchlich sein. «In diesem Sinne wollen wir entsprechend unseren Möglichkeiten und Fähigkeiten einen Beitrag zur lebendigen Gemeinschaft des Volkes Gottes leisten und als Frauen in der Kirche mitentscheiden und mitgestalten.» In der gegenwärtigen Situation müssen sich die Laien, Frauen und Männer, zudem «auf die Aufgabe vorbereiten, in einer priesterlosen Zeit kirchliche Dienste zu übernehmen». In dieser Perspektive ist für den SKF namentlich Maria – «die selbständige, aktive und mutige Frau, die im Vertrauen auf Gott den Weg, der ihr gewiesen wird, begeht» – ein Vorbild. Dementsprechend ist auch die «Zukunftsvision Kirche»: Eine Kirche, «die im Glauben an Jesus Christus und an sein Evangelium in tätiger Liebe und in gegenseitiger Wertschätzung aller Menschen, Frauen und Männer, mit ihren Stärken und Schwächen akzeptiert, die die Vielfalt der Völker und Rassen annimmt und verschiedene Kirchenmodelle anerkennt».

Für die Gegenwart jedoch wird es gelten, die Schritte zu tun, die sich heute aufdrängen. Daran erinnerte Bischof Johannes Vonderach in seiner Predigt, in der er auf Überlegungen von Edith Stein, der seligen Sr. Benedicta a Cruce, zurückgriff; sie er-

mutigte vor mehr als fünfzig Jahren schon, Schritte in die terra incognita zu tun, neue Aufgaben zu sehen und offen zu sein, das zu tun, was zukommt. Diese Offenheit strebt der SKF an, und bei diesem Streben vom Segen Gottes begleitet zu sein, ist der seinem Jubiläum wohl angemessenste Wunsch.

Ob der SKF bei diesem Streben nicht auch Gefahr laufen könnte, Schritte zu überspringen, sei als Frage kommentierend angefügt. Beispielsweise: Hat die Mehrheit – oder auch nur ein Grossteil – der Frauen den zweiten Schritt der Frauenbewegung schon so getan, dass der Verband zielstrebig einen dritten tun kann? Und zwar nicht einen «extremen» zweiten, gegen den sich der SKF abgrenzte und abgrenzt, sondern jenen zu einer wirklichen Eigenständigkeit (der dann auch weit mehr ist als das, was in der Bildschau schematisch als 2. Stufe der Frauenbewegung dargestellt wurde). Und kann so problemlos zu einem dritten, auf kulturelle Veränderung abzielenden übergegangen werden, solange die Männerwelt noch ist, wie sie in der zweiten Phase kritisiert (im «Extremfall» gar: bekämpft) wurde? Ist dies nicht eine voreilige Harmonisierung, die nicht zu einer wahren Harmonie, sondern zu seiner neuen Verschleierung der Verhältnisse führt? Rolf Weibel

Hinweise

Dienstleistungsangebot kirchlicher Medienstellen

Der kirchlichen Medienarbeit stehen verschiedene Arbeitsstellen zur Verfügung – für die Printmedien das Schweizerische Katholische Pressesekretariat, für Radio, Fernsehen und Neue Medien die Katholische Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen (ARF), für den Film das Katholische Filmbüro. Diese Arbeitsstellen bieten ihre Dienste nicht nur den hauptsächlich mit Medienfragen Befassten an, sondern auch weiteren Interessierten, beispielsweise den Seelsorgern. Welche Dienste im Bereich *Film, Radio, Fernsehen, Neue Medien* im einzelnen angeboten werden, haben die beiden in Zürich domizilierten Arbeitsstellen in einem Faltprospekt («Kirchliche Medienarbeit») zusammengestellt, der dort auch bezogen werden kann: Katholisches Filmbüro, Bederstrasse 76, Postfach 147, 8027 Zürich, Telefon 01-201 55 80, und Katholische Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen (ARF), Bederstrasse 76, 8002 Zürich, Telefon 01-202 01 31. Redaktion

Katechetisches Institut der Theologischen Fakultät Luzern

Dienstag, 2. Juni 1987, 17.00 Uhr, findet eine öffentliche Gastvorlesung für Lehrer, Katecheten und Seelsorger an der Theologischen Fakultät, Pfistergasse 20, Luzern, statt. Universitätsprofessor Dr. Edgar Josef Korherr, Dekan der Theologischen Fakultät Graz, spricht über das Thema: *Religionsunterricht im Dialog mit der Welt von heute*. Verschiedene Ansätze für eine zeitgemässe Glaubensverkündigung.

Zu diesem Vortrag sind Katecheten, Seelsorger, Lehrer und andere interessierte Kreise herzlich eingeladen.

Filmkultur aus christlicher Sicht

Verflachung, Trivialisierung der Medieninhalte und die damit verbundene Gefahr einer «Verdrängung der Kultur» durch die eingeleitete Privatisierung und Kommerzialisierung der (neuen) Medien und des Films werden vom Jahresbericht des Filmbüros der Schweizerischen Katholischen Filmkommission (SKFK) zum Anlass genommen (Editorial), um auf die wachsende Diskrepanz zwischen kulturellen und kirchlichen Entwicklungen hinzuweisen. Gleichzeitig erfolgt aber auch die Einladung zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Zeitgeist und Zeit. Filme haben dazu immer wieder herausgefordert, wie die Erfahrungen und der Jahresbericht belegen. Diese Auseinandersetzung dürfte sich allerdings nicht im Stile eines kulturpessimistischen Lamentos vollziehen, bei der die «Irrtümer der Neuzeit» pauschal verurteilt werden. Es gäbe «überzeugendere und konstruktivere Formen, Anliegen und Werte – christliche und menschliche – in den Dialog mit der Gegenwartsgesellschaft einzubringen, als Abwehr, Berührungsangst und Emotion».

Konkrete Möglichkeiten dazu stellt die aktive Beteiligung an filmkulturellen Veranstaltungen des In- und Auslandes dar, die in der Regel mit publizistischen und anderen Aufgaben wie beispielsweise Jury-Tätigkeiten oder Verleih-Ankäufen verbunden sind. Sie schaffen Gelegenheit, den Medienmarkt auch auf ethische, religiöse und spirituelle Elemente hin zu testen und den Dialog mit kreativen Kräften, auch aus andern, aussereuropäischen Kulturkreisen, zu pflegen. Dieser wird dann durch die Mitarbeit an entsprechenden Tagungen und Veranstaltungen vermittelt und vertieft. Entsprechende Beispiele werden aufgeführt. Zu Recht weist Anton Rössli, der langjährige

OCIC-Präsident nach Moskau eingeladen

Ambros Eichenberger, Präsident der internationalen katholischen Film- und AV-Organisation OCIC, ist von Elem Klimov, dem Vorsitzenden des Verbandes sowjetischer Filmschaffender (seit dem 5. Kongress der Filmschaffenden im Mai 1986), eingeladen worden, als Gast an den Moskauer Filmfestspielen teilzunehmen. Die Veranstaltung kommt alle zwei Jahre zur Durchführung. Sie findet vom 7.–17. Juli statt. Im Zeichen der filmkulturellen «Glasnost» nach innen und aussen, die sich nicht zuletzt in der «Befreiung» bisher verbotener Filme äussert, kommt ihr in diesem Jahr eine besondere Bedeutung zu. Bemerkenswert an dieser Einladung ist zudem, dass sie im Unterschied zum üblichen Vorgehen bei solchen Einladungen von Elem Klimov, der höchsten Film-Autorität der UdSSR, selbst kommt und für die ganze Dauer der Veranstaltung (und nicht wie üblich für sechs Tage) gilt.

Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Volksvereins (SKVV) darauf hin, dass die Initiativen zu dieser christlichen Kultur- und Medienarbeit in der Schweiz Laienkräften und Laienorganisationen zu verdanken (gewesen) sind. «Gerade die katholische Medienarbeit», schreibt er, «ist ein typisches und aktuelles Beispiel für die eigenverantwortliche Laienarbeit in der Kirche, für das selbständige und kompetente Anpacken von wichtigen Zeitproblemen aus christlicher Sicht – in Zusammenarbeit mit Klerikern.»

Recht grosse Bedeutung – im Rechenschaftsbericht und offensichtlich auch in der Alltagsarbeit – wird dem entwicklungs-politischen Aspekt des Films und der Medien mit dem dazu erforderlichen Engagement auf internationaler Ebene beigemessen. Mit der Begründung, dass so entscheidende Aufgaben, wie zum Beispiel das Mitwirken am Weltfrieden, in gewissem Masse von einer besseren Kenntnis abhängen, die Menschen und Gesellschaft voneinander haben. Dazu ist der Einsatz und das Verfügbarmachen von entsprechenden Medien nicht unerheblich. Was in dieser Hinsicht konkret unternommen wird, verdeutlicht das Kapitel «Dienstleistungen im Verleihsektor», wobei vor allem auf das Film- und Videoangebot in dem der Filmkommission angeschlossenen SELECTA-Verleih hingewie-

sen wird. Daneben erhält man auch einen kurzen Einblick in die Tätigkeit der internationalen katholischen Medienorganisationen OCIC und UNDA, die sich im Juni 1987 in Quito (Ecuador) zu einem grossangelegten Erfahrungsaustausch treffen.

Der Jahresbericht kann bezogen werden beim Filmbüro SKFK, Bederstrasse 76, 8027 Zürich, Telefon 01-201 55 80.

Filmbüro SKFK

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Ausländersonntag: 8. November 1987 «Frieden stiften»

Die katholische Kirche in der Schweiz feiert am 8. November 1987 den Ausländersonntag unter dem Thema «Frieden stiften». Anlass zur Wahl dieses Themas ist das Bruder-Klaus-Gedenkjahr. In einer kritischen Zeit hat Bruder Klaus die Schweiz vor der inneren Zerrissenheit bewahrt. Er hat durch seinen Aufruf zur Toleranz und zum gegenseitigen Respekt die Einheit unter den Ständen wieder hergestellt. Deshalb wird er als Friedensstifter verehrt.

Frieden ist ein hohes Gut im Zusammenleben der Völker. Durch ihn wird der Aufbau einer gerechten Welt möglich, in der jeder Mensch zu seinem Recht kommt und seinen Platz findet.

Auch das Zusammenleben verschiedener «Völker» in der Schweiz ist eine Bewährungsprobe. Einander-Annehmen stellt heute neue Aufgaben: Es heisst nicht mehr allein, Arbeitnehmer aus angrenzenden Ländern aufzunehmen; auch Asylsuchende und Flüchtlinge haben ein Anrecht darauf, dass sie als Menschen mit anderer Denk- und Lebensweise, ja teilweise mit anderer Religion, angenommen werden. Dieses Zusammenleben ist nicht schwieriger als das Zusammenwachsen der Eidgenossenschaft.

Das Thema des Ausländersonntags weist darauf hin, dass Schweizer und Zugewanderte gemeinsam am Aufbau einer gerechten Welt arbeiten müssen. Diese Welt ist zunächst der kleine Kreis der Umwelt, in der jeder wohnt und lebt. Darin ist Bruder Klaus allen, die in der Schweiz leben, Einheimischen und Zugewanderten, ein Beispiel.

Es ist sinnvoll, wenn die Pfarreien und die Fremdsprachigenmissionen den Ausländersonntag zum Anlass nehmen, Initiativen zum besseren gegenseitigen Verständnis und Zusammenleben zu ergreifen, die auch während des Jahres weitergeführt werden. Die

Unterlagen zum Ausländersonntag werden nach den Sommerferien an die Pfarrämter versandt. Weitere Interessenten können sie bestellen bei

SKAF

Kommission der Schweizer Bischofskonferenz für Ausländerfragen
Neustadtstrasse 7
6003 Luzern
Telefon 041-23 03 47

Bistum Basel

Priesterweihe

Am Samstag, 23. Mai 1987, spendete Weihbischof Dr. Joseph Candolfi in der St.-Clara-Kirche in Basel die Priesterweihe an:

- Diakon *Jürg Schmid*, von Erlinsbach (AG) in Basel,

- Diakon *Anton Fontanive*, von Riemstalden und Bischofszell in Leuggern.

Bischöflicher Kanzler

Kirchenopfer für das Priesterseminar St. Beat in Luzern an Pfingsten 1987

Auch dieses Jahr hat Diözesanbischof Dr. Otto Wüst in einem eigenen Empfehlungsschreiben den Seelsorgern der Diözese das bevorstehende Kirchenopfer für das Priesterseminar St. Beat in Luzern, das traditionellerweise an Pfingsten in allen Kirchen aufgenommen wird, empfohlen. Dabei führt er unter anderem aus: «Am Pfingstfest ist die junge Kirche erwacht. In der Kraft des Hl. Geistes haben Petrus und die anderen Apostel begonnen, die Botschaft vom auferstandenen Christus weiterzutragen. Die Kirche muss dem Auftrag von Pfingsten treu bleiben. Dazu braucht sie gut ausgebildete Seelsorger, die als Priester, Diakone, Pastoralassistenten, und Seelsorgerinnen, die als Pastoralassistentinnen wirken können. Der Ausbildungsort für die Diözese Basel ist Luzern: Die Theologische Fakultät vermittelt den Studierenden das notwendige Fachwissen. Die Lebensgemeinschaft im Priesterseminar hilft den Studenten, das angeeignete Wissen persönlich zu vertiefen. Die Seminarleitung ist bestrebt, diese Aufgabe auch für die Studierenden ausserhalb des Seminars und anderen Studienorten wahrzunehmen... Das Kirchenopfer an Pfingsten für das Priesterseminar St. Beat in Luzern ist ein Zeichen der Bereitschaft, die Ausbildung der künftigen Seelsorger und Seelsorgerinnen mitzutragen. Ich bitte Sie, anlässlich der Aufnahme des Opfers für das Seminar im Pfarrblatt und in den Gottesdiensten über das

Priesterseminar St. Beat in Luzern zu informieren und dieses Opfer den Gläubigen zu empfehlen.»

Bischöflicher Kanzler

Bistum Chur

Ausschreibung

Die Pfarrei Buttikon wird hiermit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich melden bis zum **20. Juni 1987** beim Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Im Herrn verschieden

Eduard Achermann, i. R., Altersheim Acherhof, Schwyz

Der Verstorbene wurde am 24. Dezember 1912 in Beckenried geboren und am 4. Juli 1937 zum Priester geweiht. Er war tätig als Kaplan in Erstfeld (5. Oktober 1937 bis August 1940), als Pfarrhelfer in Erstfeld (16. August 1940 bis Dezember 1947), als Pfarrhelfer in Beckenried (4. Dezember 1947 bis Dezember 1954), als Pfarrer in Ingenbohl (9. Januar 1955 bis 5. Juli 1973) und als Klosterkaplan in Stans (ab 5. Juli 1973). 1980 i. R. Altersheim Acherhof, Schwyz. Er starb am 15. Mai 1987 in Schwyz und wurde am 19. Mai 1987 in Schwyz beerdigt.

Verstorbene

Peter Waeber, Pfarresignat, Brünisried

Am Mittwoch, den 10. September 1986, kurz vor Mittag, verschied ganz plötzlich und unerwartet in der St. Anna-Klinik unser lieber Pfarrhelfer. Zwar war er in der letzten Zeit geschwächt, sehr geschwächt. Er sehnte sich nach dem Tod, er war bereit, hinüberzugehen in die Ewigkeit, seine Kräfte waren aufgebraucht. Aber die letzte Stunde kam doch etwas überraschend. Seine Ruhestätte fand er in Schmitten neben der Priestergruft. Dort ist Peter auch geboren. Am 13. Februar 1909 erblickte er im Unterdorf das Licht der Welt. Seine Eltern Jakob und Christine Waeber-Reidy waren wärschafte Bauernleute. Mit vier Brüdern und fünf Schwestern ist er aufgewachsen. Er hatte das grosse Glück, in eine tiefgläubige Familie hineingeboren zu werden. Glaube, Religion, Familiengebet, Sonntagsgottesdienst waren eine Selbstverständlichkeit. In solchen Familien können Priesterberufe besser und leichter gedeihen. So war es nicht zu verwundern, dass Peter eines Tages den Wunsch äusserte, Priester zu werden. Seine Eltern und Angehörigen taten alles, damit der Knabe studieren konnte. Im Juli 1934 feierte Peter in Schmitten Primiz. Drei Jahre hintereinander hatte Schmitten die Freude, einen

Zum Bild auf der Frontseite

Am 28. September 1902 wurde die neue katholische Pfarrkirche Reussbühl (LU) von Bischof Leonhard Haas, Solothurn, geweiht, und sie erhielt als Patron den heiligen Philipp Neri. Der Architekt der Kirche war Wilhelm Hanauer, Luzern. Er entwarf eine Kirche «in rein romanischem Stile». 1968 wurde sie einer Innenrenovation unterzogen, deren Architekten Werner Dommann und Karl Gschwind waren. Altar und Tabernakel schuf Josef Zurkirchen, die Fenster entwarf Josef Schwegler, Robert Rösli schuf Steinreliefs.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Peter Baumann, lic. phil., Ostasienreferent, Missionshaus, 6405 Immensee

Jakob Bernet, Pfarrer, Hauptstrasse 51, 4552 Derendingen

Moritz Boschung, Pfarrer, 1718 Rechthalten

Dr. Sr. M. Crucis Doka, Mutterhaus der Schwestern vom Heiligen Kreuz, 6313 Menzingen

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Hans Friedrich Geisser, Professor, Etzelstrasse 6, 5430 Wettingen

Dr. Alois Odermatt, Route de l'Aurore 16, 1700 Freiburg

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7-9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55

Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer
9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 80.-;
Ausland Fr. 80.- plus Versandgebühren
(Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.-.
Einzelnummer: Fr. 2.- plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Neupriester aus der Pfarrei am Altare zu sehen. Sein erstes Wirkungsfeld wurde Böisingen. Dort lernte ich Peter kennen und schätzen, denn er war ein feiner und lieber Mensch. Er hatte fast etwas Zartes an sich. Die Gläubigen schätzten seine Ruhe, sein Taktgefühl, seine Frömmigkeit. Leider wurde er krank und musste kuren, lange Monate kuren. Nie sollte er ganz gesund werden: Lungen, Bronchien, die Atemwege blieben geschwächt für sein ganzes Leben. In der Folge musste Rücksicht genommen werden auf den gesundheitlichen Zustand. Und immer wieder hiess es aussetzen, sich schonen, das Bett hüten. Er konnte nie mit ungebrochener Kraft wirken und schaffen, und doch tat er stets sein Möglichstes. Und wenn wir an den mageren Lohn denken, den unsere Pfarreien früher geben konnten? Mit wenig, mit sehr wenig mussten die Priester zufrieden sein. Dies hat auch Peter durch Jahre erfahren und durchgemacht. Wenn er seine Mutter und seine Geschwister nicht gehabt hätte, dann wäre es noch schlimmer gewesen. Die sind ihm helfend beigestanden, auch ihnen gebührt Lob und Dank

für die treue Unterstützung. Von Böisingen wurde er nach Muffethan ernannt, es folgten Murten, Düdingen, Wallenried, St. Silvester, und 1979 kam Peter als Resignat nach Brünisried. Durch 52 Jahre hat er als Seelsorger gewirkt. Wieviel Kleinarbeit des Alltags liegt in diesen langen Jahren. Der Unterricht in den Schulen, die Haus- und Krankenbesuche, die Vereinstätigkeit, das Sprechzimmer, die Predigten und Ansprachen, die Spendung der Sakramente. Ein hohes Mass an Arbeit und Hingabe, ein unermüdlicher Einsatz Jahr für Jahr, und dies stets mit geschwächter Gesundheit. Dabei blieb Peter der freundliche, liebe Priester, der herzlich und gütig mit den Menschen umging. Ohne grosses Aufsehen zu erregen, tat er still und ruhig seine Pflicht. In den letzten Jahren verliessen ihn immer mehr seine Kräfte. Diesen Frühling musste er sogar seine Wohnung aufgeben. Bei den Gut-Hirtswestern in Übewil fand er ein geeignetes Plätzchen. Langsam erlosch sein Lebenslicht, um in der Ewigkeit neu aufzuleuchten.

Moritz Boschung

Gemeinderneuerung

Heribert Mühlen (Herausgeber), Gemeinderneuerung aus dem Geist Gottes. II. Zeugnisse und Berichte – Hoffnung für die Ökumene, Matthias-Grünwald-Verlag (Topos Taschenbücher 145), Mainz 1984, 192 Seiten.

Das Bändchen enthält Berichte, wie (katholische und evangelische) Gemeinden durch die charismatische Bewegung erneuert wurden. Ob sich da eine neue Gestalt der Volkskirche ankündigt? Vorläufig erfasst die Wirkung noch Einzelne, einen engagierten Gemeindegliedern. Man darf aber hoffen, dass diese spirituellen Ansätze auch bis an die Randzonen und die äussersten Glieder hinaus wirksam werden. Diese Hoffnung verbreitet das Bändchen mit seinen ganz und gar sachlichen Berichten über das Wirken des Geistes, der weht, wo er will. Das Bändchen ruft auch in Erinnerung, dass Gemeinden nicht durch Aktivismus erneuert werden. Das Organisationstalent eines Pfarrers ist nicht ausschlaggebend, sondern der Geist Gottes. Heribert Mühlen hat dazu eine ernste theologische Einführung geschrieben, deren Situationsanalyse über die charismatische Bewegung hinaus volle Beachtung verdient.

Leo Ettlin

Neue Bücher

In den Sakramenten Gottes Nähe erfahren

Bei uns werden noch die meisten Menschen als kleine Kinder getauft. Später möchten die Eltern ihr Kind an diese vorweggenommene Entscheidung erinnern. Darum kleben sie Fotos in ein Album ein oder halten diesen Schritt in einem Erinnerungsbuch fest. Elmar Gruber bietet dafür seine Mithilfe an¹. Auf den ersten Seiten seines Albums können die Daten der Geburt und der Taufe eingefügt werden. Es fehlt auch nicht die Möglichkeit, Angaben über den Namenspatron zu machen. Wunderschöne Farbaufnahmen und Reproduktionen von Gemälden führen zum Geheimnis der Taufe hin. Schliesslich lädt Elmar Gruber wieder zum eigenen Gestalten ein. Es kann ein kleiner Familienstammbaum erstellt werden. Er bringt die drei Generationen, die das Kind normalerweise erlebt, zueinander in Beziehung. Den Abschluss des Buches bilden die guten Wünsche der Eltern, der Paten und des Taufspenders. Das Werk ist ein sehr taugliches Mittel, die Eltern in

ihrer Aufgabe, den Glauben weiterzugeben, zu unterstützen.

Das Erinnerungsbuch an die Firmung² legt in einfachen Texten und grossformatigen Bildern das Apostolische Glaubensbekenntnis aus. Die Aussage «Ich glaube an Gott» beispielsweise wird illustriert durch die doppelseitige Fotografie eines Kleinkindes, das in den Händen seines Vaters ruht. Die Legende lautet: «Gott ist die Liebe. Wenn ich echte Liebe spüre, spüre ich Gott. Ich vertraue Gott mein Leben an. Bei ihm bin ich geborgen.» Auf besonderen Seiten können die Angaben zu Taufe, Erstkommunion und Firmung eingetragen werden. Die Firmvorbereitung in einer Gruppe wird auch festgehalten. Eine kurze eigene Schilderung am Schluss des Buches verweist auf das Fest im Familienkreis zurück. Dieses Album hält nicht nur einen festlichen Tag in der Erinnerung fest. Die Seiten über das Glaubensbekenntnis weisen den Weg in einer Zeit, da stets Entscheidung gefordert wird.

Jakob Berner

¹ Meine Taufe. Zur Erinnerung. Herausgegeben von Elmar Gruber. Verlag Herder, Freiburg 1986. Ohne Seitenangaben.

² Unsere Firmung. Zur Erinnerung. Herausgegeben von Elmar Gruber. Verlag Herder, Freiburg 1986. Ohne Seitenangaben.

Meditationsübungen

Anthony de Mello, Dass ich sehe. Meditation des Lebens. Aus der englischen Originalausgabe «Wellsprings, A book of spiritual exercises», erschienen bei Gujaret Sahitya, Anand, Indien, 1984, übersetzt von Schwester Mathilde Wiemann OSB, Kellenried, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1985, 190 Seiten.

Dieses Meditationsbuch ist kein Spielzeug. Man kann es auch nicht einfach lesen und wieder auf die Seite legen. So gebraucht, gäbe es nichts oder nur wenig her. Es ist durch und durch auf Mitarbeit und Übung ausgerichtet, ein Unterrichtsbuch also, das seine Kenntnisse ühend vermittelt. Man muss mit ihm arbeiten, das Gebotene selbständig reproduzieren und erweitern. So wird man mit Freude erfahren, wie man nach geraumer Zeit selbständig vom Buch weg und über das Buch hinausgeht. Unter den Titeln: Anfang, Versöhnung, Christus, Leben, Liebe, Schweigen sind rund achtzig Meditationsübungen gesammelt. Sie versuchen abwechselnd Verstand, Gemüt und Gefühl zu aktivieren, das Ziel aber ist das fruchtbare Schweigen.

Leo Ettlin

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser 8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen.

Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt.

Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

Neue Bände aus der Reihe
«Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von
Kirche und Staat»
Herausgegeben von Louis Carlen

Band 23
Louis Carlen

Wallfahrt und Recht im Abendland

XVI-256 Seiten, 10 Abbildungen, sFr. 58.–

Band 24
Louis Carlen

Räte in der Kirche zwischen Recht und Alltag

64 Seiten, sFr. 19.–

Band 25
René Pahud de Mortanges

Die Archetypik der Gotteslästerung als Beispiel für das Wirken archetypischer Vorstellungen im Rechts- denken

XXX-226 Seiten, sFr. 55.–

Erhältlich im Buchhandel
Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut,
einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann
äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen.
Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur
Verfügung, die höchste Ansprüche an eine
**perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe
von Sprache und Musik**
erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie
bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9, 6005 Luzern, Telefon 041-41 72 72

Suchen Sie eine herausfordernde, abwechslungsreiche Aufgabe
als

Sekretär/-in

in einem kleinen Team? – Wir sind eine bildungspolitische Fach-
stelle, welche sich allgemein mit Bildungsfragen befasst und die
Geschäftsführung des Dachverbandes katholischer Erwachse-
nenbildung und des Verbandes katholischer Schulen innehat.
Wir erwarten Gewandtheit im schriftlichen Ausdruck, gute
Kenntnisse in Französisch, evtl. Italienisch oder Englisch, Offen-
heit für Bildungsfragen. – Wir bieten einen angenehmen Arbeits-
ort an zentraler Lage. Nähe Bahnhof Luzern. – Stellenantritt:
1. August 1987 oder nach Übereinkunft.

Arbeitsstelle für Bildungsfragen der Schweizer Katholiken,
Hirschengraben 13, Postfach 2069, 6002 Luzern, Telefon
041-23 50 55

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten
Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.



GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBikon (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00

Das **Dekanat Uri** sucht auf Herbst 1987 oder sobald als
möglich für einen neugeschaffenen Posten einen

Jugendseelsorger

Der Aufgabenbereich umfasst:

- 8–10 Stunden Katechese an Kreisschulen
- Schulentlassungstage
- Begleitung Jugendlicher in Gruppen (Junge Gemeinde)
- Gestaltung von Jugendgottesdiensten
- Mithilfe bei der Vorbereitung und Durchführung von
Jugendtreffen
- Seelsorge an Jugendlichen

Wir bieten einer initiativen Person Gelegenheit, im Bereich
Jugendarbeit mit Jugendlichen und den Seelsorgern des
Dekanates etwas Neues aufzubauen oder Bestehendes
mitzutragen.

Wir erwarten eine abgeschlossene theologische oder ka-
techetische Ausbildung, Aufgeschlossenheit und gute
Kontaktfähigkeit sowie Bereitschaft zur Zusammenarbeit
mit den Ortsseelsorgern und den im Kanton in der Jugend-
arbeit Tätigen.

Bewerber erkundigen sich näher bei Dekan Heinrich Ar-
nold, Bürglen, Tel. 044-2 12 61 oder Pastoralassistent
Bruno Tresch, Altdorf, Tel. 044-2 71 47.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten
an: Bruno Tresch, Attinghauserstrasse 93, 6460 Altdorf

**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Ansichtskarten

(vor 1920) sowie altes Turm-
uhrenzifferblatt zu kaufen ge-
sucht.

Angebote bitte unter Chiffre
1496 an die Schweiz. Kirchen-
zeitung, Postfach 4141, 6002
Luzern

A. Z. 6002 LUZERN

7909
Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur
22/28. 5. 87